Einleitung

in die

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Einleitung

in die

es neunzehnten Jahrhunderts.

Gervinus

Einleitung

in die

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Einleitung

in die

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Von

G. G. Gervinus.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1853.

Vorwort.

Die vorliegende Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts ist in der That nichts anderes, als was ihr Titel angibt, der Theil und Anfang eines größeren Werkes, das ihr folgen soll. Verschiedene Gründe haben mich bewogen, sie dem Ganzen abgesondert vorauszuschicken. Einmal würde sie ihrem Umfange nach den ersten Theil des Geschichtswerkes ziemlich beschwert haben. Dann aber würde sie ihrem Inhalte nach, der einige geschichtliche Vorkenntniß voraussetzt, gleich im Beginne der Geschichtserzählung einen größern Leserkreis vielleicht abgeschreckt haben, dem diese Erzählung selber völlig gerecht und auch ohne jene Vorkenntnisse verständlich sein wird. Diese äußerlichen Gründe hätten übrigens schwerlich hingereicht, mich zu bestimmen, die Einlei-

tung überhaupt abzutrennen, und noch weniger, sie schon jetzt vorauszuschicken, wo ich die Erscheinung des Hauptwerkes nicht gerade in nächster Nähe versprechen kann. Es haben aber einige Freunde, die von dieser Einleitungsschrift Kenntniß nahmen, geglaubt, ihr Inhalt werde dazu dienen, manches erschütterte Vertrauen der Menschen auf unsere Zukunft wieder zu befestigen, manchen gesunkenen Glauben an die Gegenwart wieder aufzurichten, manchem Gescheiterten in dem Schiffbruch dieser Jahre eine Rettungsstätte zu bereiten. Vor diesem Urtheile von Männern, die ich hochzuachten habe, lasse ich meine Bescheidenheit schweigen. Könnte die Schrift jenen Zweck auch nur in einem kleinsten Maaße erfüllen, so wäre allerdings jeder Tag zu bedauern, an dem sie zu spät erschiene.

Mir selbst hat die Gewöhnung an die geschichtliche Betrachtung der Welt in diesen letzten Zeiten manche heißblütige Erwartungen, die Andere bewegten, frühzeitig abgeschnitten, und dadurch manche Täuschungen erspart; Trost und Aufrichtung hat sie mir nie versagt; so möchten beide vielleicht auch einem Anderen durch diese Mittheilung gewährt werden. Die ungeduldigen Hoffnungen auf rasche politische Erfolge

lernt man zwar bei dieser Betrachtungsweise bald ablegen, aber man lernt auch die eitle Freude der herrschenden Parteien an augenblicklichen Vortheilen mitleidig belächeln, man lernt zeitig den Glauben aufgeben, daß die Dinge der Welt nach den Grillen der Einzelnen liefen und nach ihrer Willkür gestaltet würden. Denn man gewöhnt sich bei jener Betrachtung bald, selbst in der kleinen Spanne der nächsten Zeitgeschichte die riesige Bewegung des Jahrhunderts herauszufühlen und die gewaltigen Züge, in denen die Vorsehung schreibt, nicht herauszubuchstabiren am Einzelnen, sondern zu überlesen im Ganzen.

Außer einigen großen Gesichts- und Anhaltspunkten für die Beurtheilung des Geistes der Geschichte neuerer Zeit wird man in diesen Bogen nichts Neues finden, und auch nicht erwarten. Sollen aus der Geschichte Gesetze abgeleitet werden, so dürfen sie nur aus dem Allbekannten, dem Angenommenen und Unwidersprechlichen hervorgehen. Nur dieses wird hier über den betreffenden Zeitraum in einer möglichst klaren Sichtung und Uebersicht geboten. Das Wenige, was sich von Betrachtung anschließt, erwächst ungezwungen aus den geschichtlichen Hergängen selbst und ist frei von jedem Kunst-

wort eines Systems und frei von jedem Kunststück der Sophistik. Die Pflanze des Thatsächlichen, die hier in typisch-einfacher Gesetzlichkeit erscheint, wird hoffentlich gesund und unverstümmelt gefunden, und an der Blüte des Urtheils, die hier und da in Knospen ansetzt, keine Spur einer Treibkunst entdeckt werden.

Heidelberg, im Herbst 1852.

Gervinus.

Einleitung

in die

Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

Die vorliegende Schrift bildet die Einleitung zu einer ausführlichen Geschichtserzählung, welche die Zeit von dem Umsturz des französischen Kaiserreichs an, von der neuen Begründung der europäischen Verhältnisse in den Wiener Verträgen abwärts bis zur Mitte des laufenden Jahrhunderts umfassen soll. Der Zweck dieser geschichtlichen Darstellung wird sein, die Bedeutung und den innern Sinn der Ereignisse dieses Zeitraums zu ermitteln. Inhalt und Zweck dieser Schrift.

Der Inhalt dieser kurzen Zeit eines einzigen Menschenalters, der in seinen Anfängen überall mit der Vergangenheit verknüpft und bis jetzt zu einem Ziel und Ruhepunkte nirgends gelangt ist, erscheint in dem großen Verlaufe der europäischen Entwickelungen nur als ein kleines Bruchstück, dessen Bedeutung in dem Ganzen nur in seiner Verbindung mit den früheren Dingen erkannt werden kann.

Sollte daher dieser Geschichtsepisode unserer Gegenwart ihre richtige Stelle in dem Ganzen der neueren Geschichte mit Sicherheit angewiesen werden, so war es nothwendig, in einer Einleitung auf die letzten Jahrhunderte der europäischen Vergangenheit einen Rückblick zu werfen, um aus ihnen, ja selbst aus dem Verhältniß dieser zu noch älteren Zeiten, die Stufe und den geschichtlichen Standpunkt der Staatenentwicklung zu erkennen, auf dem die neuere Geschichte und mit ihr der kleine Zeitraum steht, der demnächst der Gegenstand unserer ausführlichen Erzählung wer-

den soll. Wenn wir uns aus dieser einleitenden Betrachtung überzeugen, daß in drei bis vier zusammenhängenden Jahrhunderten die Geschichte sich nach einem innewohnenden Geist und Gesetze in einer einzigen Richtung, trotz allen Hemmungen und Abbeugungen, stetig bewegt, so werden wir leicht voraussetzen, daß auch die drei bis vier Jahrzehnte, die wir zuletzt durchlebten, derselben Richtung unterworfen sind. Und es wird dann nicht vermessen scheinen, aus eben der Stetigkeit dieser Richtung ihr Ziel erkennen, aus der verbundenen Betrachtung der Gegenwart und der Vergangenheit die Bedeutung unserer Zeit und den Geist ihrer Geschichte — was wir den Zweck unseres Geschichtswerkes nannten — ermitteln zu wollen.

Alle Geschichte, in kleineren Zeiträumen betrachtet, bewegt sich in einem gleichartigen Charakter, der von bestimmten vorherrschenden Einflüssen gestaltet wird. In größere Perioden zusammengefaßt, gewährt sie das Bild steter Schwankungen zwischen entgegengesetzten Antrieben, die allem Uebergewichte einer einzelnen Idee, einer leitenden Macht oder Bewegung zuwiderwirken. Ganz im großen Verlaufe der Jahrhunderte überschaut, ist dann wieder in diesem Wechsel von Ebbe und Flut eine stete Strömung nach einer bestimmten Richtung, der Fortschritt einer herrschenden Idee ganz unverkennbar. In unserer ausführlichen Erzählung der Geschichte der neuesten Zeit suchen wir, wie es die Aufgabe jeder Geschichtschreibung ist, alle drei Bewegungen zugleich ins Auge zu fassen; in diesem einleitenden Ueberblicke der letzten Jahrhunderte verweilen wir ausschließlich bei jener großen Strömung der bestimmenden Zeitideen.

Die Geschichte der europäischen Staaten christlicher Zeit bildet ein gemeinsames Ganze, wie im Alterthume die Geschichte der Staatengruppe der griechischen Halbinsel und ihrer Pflanzstädte. In beiden Zeiten offenbart sich in dem Verlaufe der inneren Entwickelung der Staaten einerlei Ordnung und ein gleiches Gesetz. Und dieses Gesetz ist dasselbe, das sich wieder ganz im Großen in der Geschichte der Menschheit selber beobachten läßt. Von den despotischen Staatsordnungen des Orients zu den aristokratischen, auf Sklaverei und Leibeigenschaft gegründeten Staaten des Alterthums und des Mittelalters, und von da zu der neueren noch im Gange begriffenen Staatenbildung ist ein regelmäßiger Fortschritt zu gewahren von der geistigen und bürgerlichen Freiheit der Einzelnen zu der der Mehreren und der Vielen. Wo aber die Staaten ihren Lebenslauf ganz vollendet haben, da beobachtet man dann wieder, von dem Höhepunkte dieser aufsteigenden Linie der Entwickelung abwärts, ein Zurückgehen der Bildung, der Freiheit und Macht von den Vielen zu den Wenigen und Einzelnen. Dieses Gesetz ist es, das sich in jedem Theile der Geschichte, in jedem vollkommneren Einzelstaate vorfindet, und so auch in den zusammengesetzten Gruppen, die wir bezeichnet haben.

Gesetz aller geschichtl. Entwickelung.

Aus der Geschichte der griechischen Staatenwelt ist eben dieses Gesetz schon von Aristoteles mit treffender Schärfe entwickelt

Verlauf der Staatenentwickelung in Griechenland.

worden. In den ältesten Zeiten, wie sie Homer schildert, als noch die Bevölkerung gering, Bildung und Reichthum, auch Waffenbildung und Waffenbesitz nur bei Wenigen zu finden war, herrschten in Griechenland patriarchalische Könige, die einzigen Besitzer eines Wagengeschirrs, die Häupter des Heeres, der Opfer und der Gerichte. Als mit der Zeit die Zahl der Gebildeten, Reichen und Waffentüchtigen wuchs, und nun im Kriege das Uebergewicht durch die Reiterei entschieden ward, wurde der Ritterstand, die Aristokratie, der herrschende Theil in den Staaten, und die königliche Gewalt ward, wie in Sparta, beschränkt, und überall sonst beseitigt. Wie dann bei dem fortschreitenden Wohlstande der mittlern Volksschichte zugleich die Aristokratie in Eigennutz und Selbstsucht entartete, bei der Ausbildung der Kriegskunst das Fußvolk von größerer Wichtigkeit und im Seekriege der Dienst der untersten Volksklasse ein Bedürfniß ward, trat die Volksherrschaft, die demokratische Regierungsform, an die Stelle der aristokratischen; oder es entstanden, indem die Staaten mächtiger und ausgedehnter, das Staats- und Kriegswesen zusammengesetzter und künstlicher wurde, gemischte Verfassungen, in welchen Adel, Mittelstand und unteres Volk in bestimmten Rechten nebeneinander erschienen.

Gleicher Verlauf der Staatenentwickelung neuerer Zeit.

Ganz den gleichen Verlauf nun hat auch die europäische Staatenentwickelung in neuerer Zeit genommen, obwohl in weit größeren Verhältnissen der Massen, der Räume und Zeiten. Anfangs, bei der ersten Ausbreitung und Festsetzung der germanischen Volksstämme in Europa, herrschten auch hier patriarchalische Könige, als Kriegs- und Gerichtsherrn, wie dort. Ihr Vorzug beruhte in der heidnischen Zeit, wie unter den Griechen, auf ihrer Herkunft von den Göttern. Aber auch in der christlichen Zeit erfaßt man in jenen (allen germanischen Stämmen gemeinsamen)

Fürsten, die den Beinamen des Großen tragen, gleichsam den Zeitpunkt, wo die überlegene Bildung und Macht in einem einzigen Höchstgestellten noch versammelt erscheint und neidlos anerkannt wird. Mit dem Eintritt verbreiteterer Bildung, größerer Besitze und der Bedeutung des Pferdes in der Kriegskunst gelangte alsdann auch hier, wie im Alterthum, der Ritterstand und Lehenadel zur allgemeinen Herrschaft und die königliche Gewalt wurde beschränkt, aber nur ausnahmsweise beseitigt, weil die Größe der neueren Staaten den monarchischen Einheitspunkt nothwendiger machte und weil die alttestamentlichen Vorstellungen und die Erinnerungen an das römische Kaiserthum die königliche Würde heiligten und sicherten. Seit den Zeiten alsdann, wo die Macht des beweglichen Eigenthums sich geltend machte, wo die Städte reich wurden durch Handel und Gewerbe und die schweizerischen Fußvölker den Vorzug im Kriegswesen gewannen, ward seit dem 15. Jahrhundert die Herrschaft des Lehenadels in einem ungeheueren, noch heute nicht völlig geschlichteten Kampfe erschüttert, in welchem das Bürgerthum Bildung, Besitz und Einfluß in sich zu vereinigen strebt und das untere Volk in diesem Streben sich hart an seine Fersen drängt. Wo dieser Kampf bereits entschieden ist, haben sich bis jetzt seltener die rein demokratischen Staatsordnungen gebildet, die den städtischen Gemeinden des Alterthums natürlich waren, häufiger dagegen, wie es der größere Umfang der neueren Staaten mit sich brachte, die gemischten Verfassungen, die schon Aristoteles mit diesem Namen bezeichnete.

Griechische Tyrannie.

Bei diesen inneren Verwandlungen war der Uebergang von der Einherrschaft des Königs zu der Mehrherrschaft der Aristokratie einfach und leicht; der Uebergang von da zu der Herrschaft des Volkes aber verwickelt und schwer. In jenem Falle brauchten

nur die Mehreren einig zu werden, so konnte ihnen der Eine keinen Widerstand leisten. Die Einigung des Volkes aber war in sich viel schwieriger, weil Bildung und Interesse unter den Vielen nicht so gleichartig sind und ihr zertheilter Besitz nicht so mächtig wirkt, wie der zusammengehaltene Reichthum weniger Familien. Dazu kam dann, daß der Widerstand auf der andern Seite größer war: die Aristokratie im Besitz der Waffen, der Burgen und großen Güter, der Staatsfähigkeit und der Rechtskunde, mit ihren Schutzverwandten in das Volk verwachsen, durch gemeinsames Interesse unter sich und mit dem fremden Adel enge verbunden. Daher bedurfte es bei dem Uebergang zur Volksherrschaft in allen griechischen Staaten zuerst einer innern Entartung der Aristokratie, einer schädlichen Ausbeutung der Gesellschaft, einer Zurücksetzung, ja einer Zerstörung der öffentlichen Wohlfahrt zum Vortheil der herrschenden Klasse. Aber auch trotz diesem Verfalle der Aristokratie in sich selbst brauchte das getheilte Volk (auch dies hat Aristoteles beobachtet) noch einen mächtigen und geschickten Führer, der ihm dann allerdings die Aristokratie niederwerfen half, aber nur um hierauf die Herrschaft an sich und seine Familie zu reißen. Durch fast zwei Jahrhunderte (7. und 6. vor Chr.) ist daher eine Tyrannenherrschaft über die griechischen Staaten ausgebreitet gewesen, die der Demokratie erst die Wege gebahnt hat. Denn obzwar die Tyrannie in Griechenland die Volksherrschaft eine Zeit lang hemmte, so hat sie dieselbe doch durch die Besiegung ihres gefährlichsten Feindes in der That vorbereitet und begründet.

Absolutie der neueren Zeit.

Auch dieser ganze Hergang bei dem Umschlag der aristokratischen zu den demokratischen Ordnungen hat in der Geschichte der neueren europäischen Staaten seine genaue Parallele, nur daß sich auch hier alles in den größeren Verhältnissen bewegt, welche die

Schwierigkeiten und Hemmnisse aller Entwickelung in den neueren Staaten außerordentlich vermehren und steigern. Auch hier hat der Lehenadel in allen einzelnen Landen das Erste zu seinem eignen Verfalle thun müssen: in Spanien vor und während der Regierung des Hauses Trastamara, in Deutschland seit den Zeiten der faustrechtlichen Verwirrung, in England während der Kriege der beiden Rosen, in Frankreich seit den schweren Kriegen und dem wüsten Parteitreiben unter Karl VII. Wenn aber in solchen Zeiten durch die herrschende Anarchie die politische Macht des Adels von ihm selbst gebrochen ward, so wurde dadurch doch zunächst weit mehr die Macht des fortbestehenden Königthums, als das Emporkommen der unteren Stände gefördert. Und auch andere, den neueren Zeiten eigenthümliche Umstände erschwerten jetzt die Volksherrschaft weit mehr, als im Alterthum. Die Aristokratie war in der christlichen Welt in zwei verschiedene Lager getheilt; Geistesbildung und Waffenbildung gingen bei den ganz veränderten Religionsverhältnissen auf getrennten Wegen, und das Aufstreben des Volkes ward ungemein dadurch gehemmt, daß dasselbe nicht allein seine Besitzmacht gegen die dieser beiden Zweige der Aristokratie, nicht allein seine Waffenmacht gegen die Waffenmacht des weltlichen Adels, sondern auch seine Bildung gegen die Bildung des geistlichen Adels geltend zu machen, daß es auf kirchlichem und weltlichem Gebiete zweifache Revolutionen durchzufechten hatte. Dazu kam, daß Einigung und Erstarkung des Volkes in den dünn bevölkerten weiten Räumen noch viel langsamer vor sich ging, als im Alterthum; und ehe sich die unteren Volksklassen unter dem Schutze des Königthums in den Kampf mit der Aristokratie einließen, begegnet man vom 13.—16. Jahrhundert vielfachen vereinzelten Erhebungen des Bürger- und Bauernstandes, die beiden fast überall zum Verderben ausschlugen. Zu Ende des 15. Jahrhunderts aber begann auch hier das Zu-

sammenarbeiten des Volks mit der unumschränkten Fürstengewalt, der Tyrannis der neueren Zeiten. Denn Beides, die neuere Absolutie und die Tyrannie des Alterthums, sind die gleichen Erscheinungen, die sich in allen Zügen entsprechen. Nicht anders als im Alterthum sind es meistens (wie Heinrich VII., Ferdinand der Katholische, Maximilian von Oesterreich u. A.) neu emporgekommene oder durch Erbschaften und Heirathsverbindungen mächtig gewordene Häuser, von denen dieses dem Adel verderbliche Königthum ausgeht; die stehenden Heere, mit denen sie sich umgeben, entsprechen den Leibwachen der kleinen griechischen Städtekönige, die Gemeinsamkeit ihrer Politik den verwandtschaftlichen Verhältnissen der alten Tyrannen unter sich und ihren Verbindungen mit den Despoten des Auslandes; die Prunksucht, die Pflege der Kunst und Wissenschaft, die Beschäftigung und Blendung des Volks mit großartigen Unternehmungen waren hier wie dort die gleichen politischen Mittel zur Erhaltung und wurden dann die mitwirkenden Ursachen zur Untergrabung der angemaßten Gewalt. Und was allein die Gleichheit der beiden Erscheinungen entscheidet: die neuere Absolutie bildet, wie im Alterthum die Tyrannie, in dem Uebergang von den aristokratischen zu den demokratischen Ordnungen nur den Durchgangspunkt. Sie hat den Beruf erfüllt, die gemeinschädliche Macht des Adels überall gebrochen, durch die nationale Richtung ihrer Politik in den Völkern das Bewußtsein ihrer Einheit geweckt, die Bildung in allen Klassen gleichmäßiger zugänglich gemacht, dem Erwerbfleiß der untern Stände gegen die Beeinträchtigungen der aristokratischen Gewaltthätigkeiten und Vorrechte Raum geschafft, dem Gedanken eines allgemeinen Staatsbürgerthums, der Freiheit und gleichen Berechtigung aller Staatsmitglieder, den Weg gebahnt, die Demokratie, wenn nicht in allem Formellen, doch in allem Wesentlichen begründet zu haben. Die Absolutie hat diesen Beruf

erfüllt, nicht allein da, wo sie an Volk oder Stände ihre Alleinherrschaft eingebüßt hat, sondern sie fährt auch fort, sie selbst da zu erfüllen, wo sie, noch im Besitz ihrer Macht, jenem Berufe entgegen wirken zu müssen und entgegen zu wirken meint.

Standpunkt d. politischen Entwickelung in der Geschichtsepoche der neueren Zeit.

Die politische Entwickelungsstufe, auf der wir demnach die ganze, im engeren Sinne so genannte neuere Zeit (von dem Falle des byzantinischen Reichs bis auf unsere Tage) stehen sehen, ist der Uebergang von der Herrschaft der Mehreren zu der der Vielen unter den wechselnden Förderungen und Hemmungen der Absolutie. Diese einzige Erscheinung nimmt diesen weiten Zeit- und Spielraum vollständig ein. Die ähnlichen Entwickelungen zogen sich sogar in dem kleinen Griechenland durch zwei Jahrhunderte hin; in dem neueren Europa, in so ungleich größeren Räumen und Verhältnissen, dauern sie noch heute im vierten Jahrhundert fort. Die ganze Zeit von dem Ausgang des Mittelalters bis zu uns füllt ein einziger Kampf der demokratischen Ideen, die durch die Reformation in die Geschlechter geworfen wurden, mit den aristokratischen Einrichtungen des Mittelalters, und mit der zwischen beide Elemente geschobenen Absolutie, die sich abwechselnd bald den alten feudalen, bald den neuen bürgerlichen Ordnungen zugethan zeigt, bald auf das Bürgerthum gestützt und für dessen Bedürfnisse besorgt die Aristokratie demüthigen hilft, bald wieder in den Schutz der Aristokratie geflüchtet die aufstrebende Macht der unteren Volksklassen bekämpft. Noch in den Zeiten der französischen Umwälzung, hart vor dem Zeitraum, der den Gegenstand unserer geschichtlichen Darstellung bilden soll, rangen alle diese gegnerischen Kräfte, fast wie in einer ersten Heftigkeit, in einem scheinbar letzten Kampfe; allein die ganze Geschichte auch des gegenwärtigen Menschenalters ist nichts anderes, als eine Erneuerung desselben noch immer ungeschlichteten Streites

auf immer ausgedehnterem Gebiete; und der nämliche Kampf wird wieder dem kommenden Geschlechte zur weitern Entscheidung übermacht.

Ein genauerer Rückblick auf die großen leitenden Thatsachen der letzten Jahrhunderte wird uns zu diesem Gesichtspunkte, in dem sich das Verhältniß der Vergangenheit zu unserer Gegenwart darstellt, von allen Seiten zurückführen.

In den Zeiten des Mittelalters schwankte die europäische Staatenwelt zwischen zwei gegensätzlichen Erscheinungen, die ein geordnetes Staatsleben, eine natürliche Scheidung der Staaten nach nationaler Gliederung und eine geregelte Leitung und Entwickelung derselben, schwierig ja unmöglich machten. Von oben herab machte sich mehrfach das universalistische Streben geltend nach großen, über die Gränzen der Nationalitäten ausgedehnten Gemeinherrschaften. Von unten hinauf stand der particularistische Hang zum Zerfallen in kleine Lehn- und Stadtgebiete innerhalb der einzelnen Staaten entgegen. Diesen Geist der Sonderung, die Abneigung gegen alle Centralisation, hatten die germanischen Stämme über Europa gebreitet; jene universalistische Neigung führt auf altrömische und neurömische Verhältnisse zurück. Gegensätze d. Romanismus u. Germanismus im Mittelalter.

Im Anfange des Mittelalters stand das römische Weltreich den neuen Geschlechtern als das einzige und glänzende Beispiel einer Staatsbildung vor. Der Gedanke an seine Herstellung ward der Ehrgeiz gleich der ersten Eroberer Italiens. Karl der Große verwirklichte ihn in seinem ungeheuren, den Gränzen der Christenheit fast gleichgerückten Reiche. Und von da vererbte sich dieser Gedanke auf Jahrhunderte als eine politische Aufgabe, und bis in unsere Zeiten als eine politische Fiction. Zu dieser Idee des römischen Kaiserreichs, des weltlichen Universalstaates, gab dann Universalistische Bestrebungen.

das christliche Rom die des geistlichen hinzu, als seit der Ausbreitung des Islam das Bedürfniß christlicher Einheit in Rom einen geistigen Mittelpunkt der Christenheit schuf. Wäre es möglich gewesen, daß sich Kaiserthum und Pabstthum friedlich geeinigt hätten, hätte gar in dem deutsch-römischen Westreiche geschehen können, was in dem byzantinischen Ostreiche geschehen war, daß die weltliche und geistliche Macht auf Einem Haupte zusammengefallen wäre, so hätten die so ausgestatteten, doppelt gewaltigen Herrscher die Christenheit zu dem Weltkampfe der Kreuzzüge in viel einheitlicherer Macht, in viel mächtigerer Einheit versammeln können, als es in Wirklichkeit geschah; sie hätten der Idee der christlichen Gemeinschaft leicht ein großes Uebergewicht über die nationalen Entwickelungen gegeben; es hätte sich im Mittelpunkt des Welttheils, in Deutschland und Italien, eine monarchische Gewalt und einförmige Staatseinheit gebildet, die der freien nationalen und menschlichen Entwickelung in ganz Europa die größten Hindernisse entgegengeworfen hätte.

Particularistische Gegenstrebungen. Feudalwesen.

Eine solche Gestaltung ward aber schon durch die Eifersucht jener beiden Gewalten vereitelt, die im Streben nach einer Oberherrlichkeit über alle christlichen Kronen und Reiche wetteiferten, sowie durch den Nationalhaß, der Deutsche und Italiener trennte. Sie war aber auch von allem Anfang an durch eben jene germanische Eigenthümlichkeit unmöglich gemacht, die in seltsamem Widerspiele zu diesen staatenverschmelzenden Entwürfen die einzelnen Staaten sogar in sich selbst zu zerbröckeln strebte. Die germanischen Stämme warfen früh und spät durch Erbtheilung und Wahlrecht, durch Lehnwesen und Vasallenthum, durch ihren Hang die Freiheit auf genossenschaftliche Verbände zu gründen, späterhin durch die Spaltungen des Protestantismus den römischen Ideen der Staats-, Rechts- und Religions-Einheit unüberwindliche

Hindernisse entgegen. Dieser letztere, der religiöse Kampf gehört der neueren Geschichte an, jener weltliche ist die Seele der Geschichte der letzten Jahrhunderte des Mittelalters. Von den Zeiten an, wo mit den Kreuzzügen die großen christlichen Verbindungen der Völker aufhören, die universellen Züge der Geschichte schwinden, die römische Weltsprache den Volkssprachen weichen muß und die gesonderte nationale Entwickelung der einzelnen Staaten beginnt, gibt die Stellung der geistlichen und weltlichen Aristokratie den Faden ab durch die verwickelten Ereignisse der mittleren Zeiten. Im 14. Jahrh. erscheinen in der Gegenwirkung der Fürsten gegen den Kaiser, der Concilien gegen den Pabst, diese beiden Gewalten von ihrer Aristokratie bereits gefährlich bedroht; und so stieg auch in allen einheitlichen Staaten die Macht der Aristokratie damals aufs Höchste. Statt daß der Adel aber diese Macht genutzt hätte, körperschaftlich nach einem dauernden politischen Einfluß zu ringen, statt daß er gestrebt hätte, innerhalb der nationalen Begränzung die staatliche Ordnung zu begründen, die unter den früheren Zeitverhältnissen so erschwert war, that er vielmehr in mißbräuchlicher Anwendung seiner Gewalt das Aeußerste, was alles Staatswesen überhaupt zerrütten mußte. Die Spaltung des aristokratischen Körpers in einen weltlichen und geistlichen Theil, die kriegerische Rohheit des Einen und die politische Unreife Beider verschuldeten diesen Mißbrauch und seine Folgen. Die geistliche Aristokratie war von einem ausländischen Haupte abhängig und hinderte die Geschlossenheit des Staats, die weltliche hielt sich von dem inländischen Haupte möglichst unabhängig und hinderte die staatliche Einheit. Jeder der kleinen und großen Vasallen und Gewalthaber hatte nur Sinn für sein eigenes Interesse, kaum für das seines eigenen Gebietes. Vor lauter Herrn war keine Herrschaft, vor lauter Theilen kein Ganzes, vor lauter Staaten im Staate kein Staat möglich; die parasitischen Nebengewächse im

Volke nahmen dem Hauptstamm seine Kraft. Wie Machiavelli den Lehenadel in Neapel kannte, lag er zerstreut auf seinen steuerfreien Gütern müßig, jeder Thätigkeit, selbst seiner eignen herkömmlichen kriegerischen Thätigkeit abgeneigt, und jedem Begriff staatlicher Einheit unzugänglich. Wie Hutten die kleinen Burgherrn in Deutschland schalten sah, die an nichts gewöhnt waren, als an ein Jagd- und Raub- und Raufleben, störten sie jedes bürgerliche Gewerbe und machten einen Zustand der Sicherheit, der Ordnung im Staate und der Entwickelung seiner Hülfsquellen unmöglich. Wie Isabelle die Großen von Castilien kennen lernte, besaßen sie unermeßliche Güter und Einkünfte und alle hohen Stellen und Würden, konnten große Heere aufstellen, schrieben im Stile der königlichen Majestät und vereitelten jede Obergewalt im Staate und jede einheitliche Lenkung. In allen Ländern gleichmäßig machte der Lehenadel die politisch nationale Zusammenfassung und vaterländische Entwickelung ganzer Volkskräfte unmöglich; überall zerriß er im 14. und 15. Jahrhundert in furchtbaren Bürgerkriegen die Staaten und zerstörte dadurch zuletzt sich selber und seine eigene Macht.

Eroberung v. Byzanz. — Eintritt der neuern Zeit. — Fürstlicher Absolutismus.

Mit der ersten allgemeinen Erschütterung des mittelalterlichen Feudalwesens beginnt die neuere Zeit. Untergraben wurde dasselbe bereits im Laufe des 15. Jahrhunderts durch einige der folgenreichsten Erfindungen, die durch eine providentielle Schickung mit seinem inneren Verfalle von außen her zusammentrafen; den entscheidenden Anstoß aber zu seiner Auflösung gab ein einziges Ereigniß, das allgemein als der Scheidepunkt des Mittelalters und der neueren Zeit betrachtet wird. Das Feuergewehr und die veränderte Kriegskunst nahmen dem ritterlichen Lehendienste seinen Werth; der Bücherdruck und die verbreiteten Kenntnisse beraubten Adel und Geistlichkeit um den Vorzug der Bildung; der Compaß

und die verbesserte Schifffahrt ward ein Mittel in der Hand des Bürgerthumes, sich durch Reichthum und Einfluß dem Adel an politischer Bedeutung gleichzustellen. Die Wirkungen dieser Veränderungen in dem Zustande der Gesellschaft auf den Verfall der Adelsmacht waren durchgreifend aber langsam, allgemein aber allmählig. Der erste plötzliche Stoß dagegen, der sie traf, kam in Folge des Einen angedeuteten Ereignisses, der Eroberung von Konstantinopel (1453), der Vernichtung des byzantinischen Reiches. Dieses bestürzende Ereigniß schien die europäische Gesammtheit über die Schwäche ihrer staatlichen Verbände, ja über den Mangel alles eigentlichen Staatswesens plötzlich zu belehren. Das altersschwache Reich war, als es fiel, schon der kirchlichen Abtrennung wegen nach außen ohne politische Verbindung und Hülfe, im Inneren durch kleine Herrschaften gespalten, wodurch den Türken ihre Eroberung vielleicht allein möglich gemacht wurde. Die Eroberer, im grellsten Gegensatze zu den europäischen Staats- und Volksgestaltungen, bildeten ein einziges Volk, das von Einem Willen in Bewegung gesetzt wurde; sie waren im Besitze eines Fußvolkes und Heerwesens, dem damals kein Staat im Westen Etwas zu vergleichen hatte. Die Erfahrung, wie jene Nachtheile der inneren Zertheilung, die allen christlichen Staaten gemeinsam waren, mit diesen Vortheilen des Erbfeindes der Christenheit zu dessen Macht und Herrlichkeit zusammen arbeiteten, bewirkte wie durch einen Zauberschlag in allen größeren Staaten Europas eine plötzliche und gründliche Veränderung. Es knüpften sich Verbindungen zwischen den Fürsten und Staaten, und eine bewußte Staatskunst begann sich jetzt erst zu bilden. Es wurde nach innen der lehnherrlichen Spaltung und Willkühr mit List und Gewalt ein Ziel gesetzt. Die fürstliche Absolutie, der mächtige Besieger der Adelsmacht, sprang aller Orten, zu Einer Zeit, wie aus dem Nichts empor. Sie gab der Staats-

einheit einen festeren Mittelpunkt und suchte in einem neuen Kriegs- und Heerwesen ihr Ansehen im Inneren zu festigen, nach außen die Macht der Staaten zu erweitern. Ganz gleichzeitig traten in England, in Frankreich, in Portugal, Castilien und Aragon die Regenten hervor, die mit einer ganz neuen Einsicht und Energie den eingetretenen Wendepunkt in den Zeitverhältnissen ergriffen, um die königliche Gewalt aus der adligen Unterdrückung zu erheben, die staatliche Einheit vor Zersplitterung zu bewahren. Ein allgemeines Mittel, das die Fürsten damals, mit bewußter Absicht und wie verabredet, zu diesem Zwecke ergriffen, sahen sie der kirchlichen Absolutie ab: sie machten es zu ihrem Ruhme, Verdienst vor Rang und Geburt zu würdigen, förderten die geistige Bildung, zogen die Fähigkeiten, in welchem Stande sie sie fanden, in ihre Umgebung, hoben die Gerechtigkeit und die Gerichte, und setzten Rechtsgelehrte und Geistliche in die höchsten Stellen, die bisher nur der Waffenadel inne gehabt hatte. Die Fürsten, die diese Rollen am geschicktesten spielten, waren Heinrich VII. von England, Ludwig XI. in Frankreich und Ferdinand der Katholische.

Wirkungen d. fürstlichen Absolutismus bei Gründung d. spanischen Monarchie.

Unter diesen drei Magiern, wie sie Bacon nennt, war wieder Ferdinand der Meister, für Machiavelli das lebendige Vorbild eines „neuen Fürsten," wie ihn nach seinem scharfen Urtheil die Zeiten zu ihrer Heilung bedurften. Nirgends sonst war die Macht des Adels zu der Höhe gestiegen gewesen, die sie in Aragon auf gesetzlichem Wege, in Castilien auf dem Wege der Günstlingschaft, des Mißbrauchs und der Gewalt erreicht hatte; nirgends fiel sie so schnell, wie eben hier, unter den geschickten Streichen Ferdinands und Isabellens, der beiden gleich klugen, mit großen Eigenschaften sich ergänzenden Herrscher, von denen die aufrichtige Isabelle ihre Absicht laut erklärte, daß sie nicht länger das

Spielzeug ihres Adels sein wolle. Sie stellten durch ihre landespolizeilichen und gerichtlichen Maaßregeln Friede und Sicherheit im Lande gegen die Gewalt des Adels mit Gewalt her. Sie pflegten das Recht und Gedeihen der Gemeinden. Sie ließen den Adel häufiger zu den Cortes nicht einberufen, und drängten ihn hierdurch und durch die Gewöhnung an königliche Verordnungen leise aus seinem politischen Einfluß. Gestützt auf ihre unbezweifelbare Katholicität durften sie sich erlauben, den weltlichen Uebergriffen der Geistlichkeit und selbst des Pabstes mit großem Ansehen zu begegnen; durften sie die Großmeisterthümer dreier mächtiger Ritterorden, von fast königlicher Macht, für die Krone einziehen; konnten sie um der heiligen Kriege willen einen Heerdienst einrichten, der, ohne eine stehende Macht zu erfordern, ihnen im Nothfall die ganze Mannschaft des Landes zur Verfügung stellte. Diese Mannschaft bildeten sie in zwei vortrefflichen Kriegsschulen. In dem langen Kriege gegen Granada wurde die uralte spanische Kriegsweise aufs höchste ausgebildet, und daneben aus der Hülfe der deutschen und schweizerischen Landsknechte der Werth ihres schweren Fußvolkes erprobt. Beide Systeme verschmolz dann der „große Feldherr" (Gonzalo de Cordova) in dem neapolitanischen Kriege gegen die Franzosen zugleich mit den Fortschritten im Geschütz- und Kriegsbauwesen, und erzog jenes Kriegsheer, mit dem nachher Karl V. der Welt zu gebieten dachte. Durch den trefflichen Gebrauch, den schon die katholischen Könige von dieser Kriegsmacht nach außen, von ihrem neu begründeten Ansehen nach innen machten, konnte Isabella während ihrer Regierungszeit die Einkünfte Castiliens ohne lästigen Druck auf das 30fache steigern und Ferdinand, nach Machiavelli's Worten, sich von einem schwachen zu dem ruhmvollsten und ausgezeichnetsten Fürsten Europas emporschwingen. Bei solchen Erfolgen, die hier, trotz der dem spanischen Volke eignen Neigung zu Absonde-

rung und Vereinzelung, ein getheiltes Land vereinigten und in dem kurzen Zeitraum Einer einzigen Regierung aus 4 Königreichen (Neapel ungerechnet) Eins machten, konnte sich selbst ein republikanischer Staatsmann wie Machiavelli nicht blenden gegen die außerordentlichen Vortheile, die aus der Absolutie des Fürsten für Volk und Staat erwuchsen. Er sah um des Zweckes willen über die Mittel, um der allgemeinen Wohlfahrt willen über einzelne Uebelstände hinweg, und er errieth den Geist der neueren Geschichte, als er, über ihrer Wiege weissagend, die im Alterthum gemachte historische Erfahrung in die schneidende theoretische Behauptung kleidete, daß zur Begründung einer neuen staatlichen Ordnung auf dem Ruine der abgelebten Staatsformen des Mittelalters diese einheitliche, unbeschränkte Herrschaft eine Nothwendigkeit, und, unter der Voraussetzung einer vorübergehenden Dauer, selbst eine Wohlthat sei: eine Vorbereitung zur Gesetzherrschaft und eine Schule der Freiheit. Er konnte freilich nicht wissen, als er im Besonderen die neue Herrschaft Ferdinands prieß, daß zunächst hier in Spanien, wie bald überall, die königliche Absolutie durch Fortdauer und Ueberspannung zu einem größern Schaden erwachsen würde, als die Adelsherrschaft gewesen war.

Kirchenstaat; päbstliche Tyrannis.

In der Reihe der Staaten, die sich unter jenem allgemeinen Anstoße von Osten her plötzlich neu befestigten und umbildeten, war auch der Kirchenstaat. Aus den Zeiten des tiefsten Verfalls während des Aufenthaltes in Avignon und während der großen Kirchenspaltung erhob sich das Pabstthum seit Nicolaus V., grade seit dem Falle von Byzanz, rasch wieder zu neuem Ansehn. Und jetzt galt es in Rom als ein Grundsatz, den die Erfahrung gelehrt hatte, daß das geistliche Ansehen der Päbste, das seit dem 14. Jahrhundert so viele Anfechtungen erlitten hatte, auf welt-

liche Macht gestützt werden müsse. Alexander VI. und Julius II. fröhnten daher ihrer Erwerbgier in Italien ganz in derselben Weise wie der aragonische König. Sie brachten die kleinen Herrschaften, die gelegenen Städte, die lockenden Nachbarstaaten in die Unterwürfigkeit Roms, und Julius II. umschrieb fast den ganzen späteren Umfang des Kirchenstaates in derselben Zeit, wie Ferdinand den von Spanien. Mit dieser staatlichen Machtbegründung ging, wie in Spanien die Schärfung der fürstlichen Gewalt, die Unterdrückung der städtischen Freiheiten und der Eigenmacht der großen Adelsfamilien Hand in Hand. Und nirgends springt die Aehnlichkeit dieses neuen Absolutismus mit der Tyrannis des Alterthums so grell in die Augen, wie hier auf diesem alten Boden Rom's, in diesen seltsamen Zeiten, wo die Päbste und ihre Verwandten in Grausamkeit, Herrschsucht und nackter Zügellosigkeit des Lebens mit den rücksichtslosesten Tyrannen des Alterthums wetteiferten, wo sich der Glanz der alten Literatur und Kunst um sie sammelte, heidnische Freigeisterei bis unter die Priester drang, wo Curie und Kirche unter der Käuflichkeit aller hohen Stellen verweltlichte, wo die ganze Christenheit besteuert ward für die Prachtdenkmale in Rom, und wo in natürlicher Folge auf diese Entartung und Bedrückung der Gegenschlag der Kirchenverbesserung eintrat, die grade unter dem Auswuchs der römischen Tyrannis die Saat aller neueren Völkerfreiheit ausstreute.

Pabstthum; geistliches Universalreich.

Dieser Gegenschlag erfolgte nicht örtlich und in politischem Sinne innerhalb des Kirchenstaates, sondern ganz allgemein, und im religiösen Sinne, von außen her; denn auch jene Veränderungen, die in Rom seit der Eroberung von Konstantinopel vorgingen, hatten ganz allgemein alle Christenheit mit betroffen. Wenn der Fall von Byzanz zunächst die Wirkung übte, die größeren

Staaten Europas fester zu gestalten, so hatte er doch auch auf der anderen Seite eine entgegengesetzte Wirkung, indem er jene früheren römischen Universalplane des Mittelalters, und zunächst die christlich römischen, aufs neue erweckte. So war noch bei jeder Gefahr, die die Christenheit allgemein bedroht hatte, die Sache der römischen Hierarchie gefördert worden. Wie zur Zeit der ersten Ausbreitung des Islam der Grund zu dem Pabstthum gelegt worden und während der Kreuzzüge seine kirchliche und weltliche Macht aufs Höchste gestiegen war, so steigerte sich nach den türkischen Erfolgen in Europa noch einmal mit seinen Gebietserwerbungen auch sein allgemeines Ansehn nach außen. Zwar hatte Rom im Laufe der Zeiten an einzelne Staaten viele Zugeständnisse machen müssen, die seinen früheren Uebergriffen wehrten, aber dafür hatte es in Anderen neuen Boden gewonnen. In Deutschland war jetzt der Friede mit dem Kaiserthume hergestellt, und das Pabstthum hatte die Bedingungen geschrieben. Pius II. hatte dem Kaiser ein gemeinsames Interesse vorzuspiegeln gewußt, mit dem Pabste den deutschen Landesfürsten, und ihrem Verlangen nach kirchlichen und staatlichen Verbesserungen, entgegenzustehen und den Bund zwischen Kaiser- und Pabstthum zum leitenden Gesichtspunct der kaiserlichen Staatskunst zu machen; seit dieser Zeit wuchs der päbstliche Einfluß im Reiche ins Unerträgliche. Auf den Reichstagen theilte der Kaiser sein Ansehen mit den römischen Legaten; des Pabstes Einkünfte in Deutschland schätzte Maximilian selbst auf das Hundertfache seiner eignen Bezüge; kein Zweig der Reichsverwaltung war vor den Eingriffen der Kirche sicher; der Druck der päbstlichen Gerichte und Auflagen war unduldbar geworden; die Ausdehnung der geistlichen Güter, der unveräußerlichen, war ins Ungeheuere gestiegen. Wenn dies Verhältniß zum deutschen Reiche dem Pabstthum neue Macht gab, so wirkte dazu noch mehr das andere, das sich mit dem rasch anwach-

senden spanischen Reiche bildete. Hier erneute sich der Geist der Kreuzzüge in dem Kriege von Granada, der den Fall von Byzanz mit dem Falle eines islamitischen Reiches vergalt, der in dem spanischen Volke mit dem Sinne des Abentheuerlichen den katholischen Glaubenseifer und den religiösen Adelstolz auf reines Christenblut zum Höchsten steigerte. Die katholischen Könige waren in demselben Geiste der Kirche blind ergeben und bald die Diener, bald die Gebieter des furchtbarsten religiösen Fanatismus. Diesen neuen Geist hegte die Hierarchie auf alle Weise, und zwischen Rom und Spanien knüpfte sich ein Band, das so fest schien, wie das einstige Verhältniß Roms zu Deutschland zwiespältig und nebenbuhlerisch war. Die Eifersucht Roms schien so ergebenen Fürsten gegenüber gänzlich zu schweigen. Sie hatten die Päbste bei der Bildung ihres Kirchenstaates gewähren lassen, die Päbste ließen auch sie gewähren, als Castilien das Reich Granada und die nordafrikanische Küste eroberte und das ketzerische Navarra mit schamlosem Betruge in Besitz nahm; als Aragon (mit Sicilien) erst in Verbindung mit Frankreich an Neapel, dem päbstlichen Lehen, eine polnische Theilung vornahm, und dann Frankreich um seinen Antheil betrog. Schon jetzt war Spanien das mächtigste unter den einheitlichen Reichen Europas. Schon bildete es der osmanischen Weltmacht gegenüber ein starkes Gegengewicht im Mittelmeere; und Italien, im Gefühle, daß es eines kräftigen Schutzes gegen die Türken bedürfe, sah die Fremdherrschaft der gleichgläubigen Spanier ungleich günstiger an, als es je die Herrschaft von Deutschen oder Franzosen ertragen hatte. Die Macht Spaniens, und die dauerhafte Erhaltung seiner Macht, war für den Schutz der Christenheit, für die Sicherung Italiens und des Kirchenstaates weit wichtiger, als wenn es den Päbsten damals noch einmal gelungen wäre, die Völker vorübergehend zu Türkenzügen zu versammeln wie im 11. Jahrhun-

dert. Als dann Columbus seine großen Entdeckungen machte, öffneten sich für Rom und Spanien neue unermeßliche Aussichten; sie verstärkten das Band zwischen Beiden. Sie waren ein wunderbarer Ersatz für den verlorenen Osten, ein neuer Boden zur Ausbreitung der hierarchischen Macht Rom's, wie der territorialen der spanischen Fürsten. Der Pabst beschenkte diese „aus der Fülle seiner apostolischen Gewalt" mit den neuen Gebieten des Westens und gestattete ihnen, in nachher bereuter Uebereilung, in den Colonien die Zehnten zu erheben und die geistlichen Stellen zu vergeben. Die Unternehmungen des Columbus waren unmittelbar nach dem Kriege von Granada unternommen worden, in demselben abentheuerlichen Sinne wie diese, und in der gleichen christlich-zelotischen Bekehrungswuth; sie trieben die Habsucht, den Fanatismus, das Ueberspannte in dem spanischen Charakter vollends bis zu der Höhe, wo er fähig ward, den Vorspiegelungen des gränzenlosesten Ehrgeizes wie der wunderlichsten Leichtgläubigkeit blind nachzugehen, und sich den barbarischsten Anstalten der kirchlichen Glaubenswuth, den alten Freiheiten zum Trotz, demüthig zu fügen. Die Wiederbelebung dieses finsteren westgothischen Geistes in dem mächtigsten Staate, in dem übermüthigen Hause, das bald Oesterreich, Burgund und Spanien zugleich beherrschen sollte, gab der alten und herkömmlichen geistlichen Gewalt der Hierarchie eine erneute Bedeutung. Diese geistliche Gewalt bildete zu der weltlichen Macht der Päbste erst die Unterlage, die sie stark machte. Sie begründete die furchtbarste aller Despotien und Universalmonarchien, die die Welt je sah, durch die gleichmäßige Beherrschung der drei großen Ordnungen der menschlichen Gesellschaft, des Hauses, der Kirche und des Staates. In dem Hause fesselte sie des Menschen Bildung und Gewissen an ihre Willkühr; sie empfing ihn bei seiner Geburt, bereitete ihn in der Schule nach ihrem Bedürfniß und entließ ihn bei seinem Eintritt

in das thätige Leben, um ihn auch da wieder in der Ehe, in der Beichte, in der Todesstunde zu überwachen. In der Kirche verlangte sie von ihm, daß er sich des Gedankens und der Forschung begebe, damit Einheit des Glaubens in der ganzen Menschheit herrsche. Den Staat würdigte sie in der Schätzung der Menschen herab, indem sie den Begriff des Vaterlandes unter dem der christlichen Einheit erstickte, der weltlichen Obrigkeit die geistliche Einsetzung absprach, sich selbst die Obergewalt über die weltlichen Herrscher anmaßte, den Staat aller höheren Zwecke entkleidete und alle Ehren und Würden für die Kirche allein in Anspruch nahm. Diese ungeheuere Gewalt ward ausgeübt durch eine Priesterschaft, die ein Institut aristokratischer Selbstergänzung, die Priesterweihe, in sich abschloß gegen jeden Stand nach außen, gegen jede Gefahr der Veränderung, der Fort- und Umbildung nach innen; durch eine Körperschaft, die ein eigenes Recht und eine eigene Amtssprache, ihre Bildung, ihre Ehelosigkeit, die Gemeinsamkeit und eigene Natur ihrer Interessen über jedes Band der Familie, der Gemeinde, des Staates und Vaterlands hinweghob; in der im Gegensatz zum Staate, durch ein Jahrtausend allgemeiner Ungleichheit der Stände, der Begriff der menschlichen Gleichheit dadurch behauptet war, daß das Verdienst die Ehre hatte und nicht die Geburt, daß die höchsten Stellen dem Bauer offen standen, wie dem geborenen Fürsten. Denkt man sich dann diese allgemeine katholische Priesterschaft in unbedingter Abhängigkeit von dem Statthalter Christi, der mit Gottes Willkühr und Unfehlbarkeit ausgestattet war, so sieht man wohl, wie nahe diese Macht noch so spät in den Zeiten bei dem Ziele stand, alles Staats- und Geistesleben nach einer engen hierarchischen Ansicht in einerlei Wege zu leiten; und man begreift, wenn man diese erneute geistliche Gewalt in gleichzeitiger Gemeinschaft mit der fürstlichen Absolutie, ja im engsten Einverständnisse mit dem mächtigsten neuen Fürsten-

hause und als Herr und Meister in dem römischen Reiche deutscher Nation fortschreiten sieht, daß zu keiner Zeit so sehr wie damals, im Anfange des 16. Jahrhunderts, die Frage auf der Spitze der Entscheidung stand, ob Europa unter den gleichmachenden Druck der Hierarchie oder der königlichen Unumschränktheit, ja unter ihre vereinigte und zusammengeschossene Uebermacht gebeugt werden, oder einer volksthümlichen und freien Entwickelung entgegenreifen sollte.

Universalreich Karls V.

Diese Gefahr aber, die von Rom aus drohte, sollte, wie groß sie war, von einer noch größeren überboten werden. Dieselben Ereignisse im Osten, die dem Ansehen des Pabstthums neuen Vorschub geleistet und Spanien auf den Weg seiner Größe getrieben hatten, mußten in ähnlicher Weise nothwendig auch in Deutschland und den festländischen Gränzstaaten gegen die Türkei hin auf eine stärkere Consolidation nach außen und innen hinwirken. Während die spanischen Herrscher im Westen einen großen Staat auf feste, gleichartige nationale Bestandtheile bauten, legte das österreichische Haus, das thatsächlich wie im erblichen Besitz des Kaiserthums war, durch Familienverbindungen den Grund zu der Vereinigung der ungeheuersten Ländermassen. Im Osten, wo dies ein dringendes Bedürfniß war, bereitete es den Zusammenfall Böhmens und Ungarns mit Oesterreich vor; im Westen hatte Maximilian die Niederlande durch Heirath an sich gebracht, und sein Sohn wieder war mit der Erbtochter des großen spanischen Reiches vermählt. Es lag nahe, daß das deutsche Kaiserthum in Oesterreichs Hand, unter solchem Anwachs, unter solchen Aussichten der österreichischen Hausmacht, nun auch seinerseits die alten weltherrschenden Plane wieder aufnahm, die es auf ein weit größeres Staatsgebiet stützen konnte als im Mittelalter, und auf die neue fürstliche Macht im Innern, wie sie die letzten Zeiten

überall ausgebildet hatten. Das Kaiserthum war in den mittleren Zeiten durch die übermächtige Aristokratie unmächtig geworden, jetzt aber schien diese Aristokratie überall in gleichem Verfalle zu sein; der römische Begriff der Fürstengewalt, nach römischem Rechte, ward auf allen Thronen, und so auch in Deutschland geltend gemacht. Unter Maximilian hörten die deutschen Stände zum erstenmale eine ganz neue Fürstensprache, als sich der Kaiser gelegentlich auf seine Verpflichtungen gegen Oesterreich berief, um seinen Eiden gegen das Reich auszubeugen; sie mußten aufmerksam werden, was es mit dem Anwachs dieses Oesterreichs auf sich hatte, dieses Staates am Staate, einem einheitlichen Staate, der dem lockeren deutschen Staatsverbande ein- und angeschoben war. Maximilian zwar, der jene Verbindung mit Böhmen und Ungarn und die spanische Erbschaft nur erst in Aussicht hatte und immer in Kriegs- und Geldnoth war, konnte nicht eigentlich gefährlich werden. Dies ward ganz anders, als die kaiserliche Macht 1519 in die Hände jenes Karl V. kam, der nicht lange vorher in die spanisch-burgundische Erbschaft eingetreten war. Nie hatte die Welt eine so furchtbare Macht in Einer Hand, und in der Hand eines so machtgierigen Fürsten gesehen. Rom ließ in seiner Nachsicht gegen Spanien auch die Kaiserkrone ohne Einrede an Karl übergehen, obgleich nach alten Bestimmungen der Besitz Neapels nie mit ihr verbunden sein sollte. Herr über Spaniens, Burgunds und Neapels verbundene Macht verfolgte Karl nun die burgundische Politik Karls des Kühnen, Frankreich planmäßig zu schwächen. Er schob es aus Italien hinweg und riß hier zu dem Besitze Neapels auch Mailand an sich; auch dieß im Bunde mit dem Pabste, der des Kaisers guten Willen gegen das aufkommende Lutherthum bedurfte. Erst dann regte sich die natürliche Eifersucht der päbstlichen gegen die kaiserliche Gewalt wieder, als Karl nun Italien wie zu einer spanischen Provinz machte, indem

er Mailand aus dem Verbande Deutschlands ablöste, wie er Utrecht seinen erblichen Besitzungen einverleibte und die Niederlande der Reichsgerichtsbarkeit entzog. Und nun war es bereits zu spät, um von Rom aus der Herrschaft und Macht dieses Mannes Einhalt zu thun, der von der Gunst der Verhältnisse und von den nachhaltigsten Kräften getragen war. An der Spitze des besten Heeres, gestützt auf die kriegsstolze Kraft einer Nation, die fast wie die Osmanen halb im Selbstgefühl des Ruhmes, halb in der Blindheit des Gehorsams zu jedem Unternehmen verfügbar stand, gebot Karl V. trotz und kraft seiner freiheitgefährlichen Haltung über Spaniens alte und neue Schätze, wie über die Fähigkeiten und Reichthümer der Niederländer, denen es schmeichelte, die Welt von Brabant aus regiert zu sehen. Denn wahrhaft konnte dies ein Weltreich heißen, als Karl, mit Ausnahme Frankreichs, fast über das ganze westliche Festland herrschte, im Osten die Politik und Kräfte seines Bruders (unter dem nun die massenhaften Gebiete von Böhmen, Ungarn und Oesterreich vereinigt waren) nach seinem Willen lenkte, im Westen unermeßliche Continente durch seine Kriegsleute eroberte und gegen den Islam die Kreuzzüge erneuern zu wollen schien, als das Haupt der Christenheit, dessen übertragene Würde ihm in der Mitte Europas die Stellung gab, von wo aus eine Gemeinherrschaft am festesten begründet werden konnte. Nur die Macht der großen deutschen Stände, die hier im Gegensatz zu dem allgemeinen Verfalle des Lehenadels zur landesfürstlichen Unabhängigkeit emporstrebten, stand ihm im römischen Reiche entgegen. Auch sie schien gebrochen, als Karl die protestantischen Fürsten besiegt hatte, deren Zerrissenheit und Ehrlichkeit nicht bestehen konnte vor der vollendeten Kunst, mit der der Spanier die Feindschaften seiner Feinde unter sich zu ihrem Verderben benutzte. Wie der Kaiser seitdem seine spanischen Truppen im Reiche mit Reichsgeld hielt, das Reichssiegel in

fremde Hände gab, auf dem Reichstage jeden Widerspruch verstummen machte und in die Freiheit der deutschen Reichsstädte eingriff, so vermaßen sich seine Höflinge zur Zeit des Interims laut, dies Land, in dem sie Alles möglich glaubten, unter ihren spanischen Gehorsam zu beugen. Noch war auch dies nicht der Gipfel der Gefahren, die von diesem Manne aus die freien Entwickelungen der Welt bedrohten. Als er in Julius III. zuletzt ein willfähriges Geschöpf seines Einflusses auf dem päbstlichen Stuhle hatte und das tridenter Concil nach seinen Absichten lenkte, konnte er die kühne Aussicht fassen, die Kirchenreform, an der sich zwei Jahrhunderte vergeblich abgemüht hatten, mit seinem Machtgebote durchzuführen, die Hierarchie seinen weltlichen Zwecken unterzuordnen und ihre geistigen Kräfte neben einem ergebenen Beamten- und Kriegsheere sich dienstbar zu machen. Was schien damals, wo das Kaiserthum auf den zwei gewaltigen Grundlagen der Oberherrschaft in der Christenheit und der Unumschränktheit der Cäsaren, auf jenen vereinigten altrömischen Ideen, neu begründet war, diesem Manne unmöglich zu sein! Hätte er diese Macht bis zu seinem Ende behaupten und die spanische Erbfolge in Deutschland einführen können, oder wäre es ihm gelungen, jenen anderen Plan auszuführen, nach welchem, als die Vermählung seines Sohnes Philipp mit Maria von England zu Stande gekommen war, die verbundenen spanisch-österreichisch-burgundischen Häuser, in drei Linien getheilt, die Welt besitzen sollten, wie nahe lag da die Gefahr, daß römische Bigotterie und spanische Knechtschaft ganz Europa unterdrückt hätten, und daß die Zustände allgemein geworden wären, die Spanien und Italien ins Mittelalter zurückwarfen und dort, trotz allen Erschütterungen, bis auf unsere Tage fortbestanden haben.

Gegenschlag der Reformation gegen Pabstthum u. Kaiserthum.

Aber ehe diese letzten sichernden Plane Karls V. ausgeführt, ja zum Theil ehe sie gefaßt waren, war bereits nicht nur sein Werk, sondern auch das stolze Gebäude der römischen Herrschaft in Deutschland mit Einem Schlage zerstört. Die Eifersucht beider Gewalten gegen einander wirkte auch jetzt wie im Mittelalter ein Großes zur Brechung ihrer Uebermacht hinzu; das Wesentliche that auch jetzt wie früher die innere Unverträglichkeit zwischen deutscher und römischer Natur. Wissenschaft und Leben, Bildung und Rohheit, Sitte und Leidenschaft, geistige Freiheit und Fanatismus, Nationalsinn und Anarchie, alle verschiedensten Eigenschaften der Menschen, die Interessen aller Stände von unten und oben, die kirchlichen und staatlichen, die Interessen des Königs wie des Bauern, der ganze Genius des Volks in Deutschland lehnte sich auf gegen die doppelte südländische Unterdrückung. Es ist in bescheidenen Formen eine Geschichte von dem stolzesten Inhalte, die Geschichte von den Tagen an, wo Luthers Kühnheit und Tiefe in Deutschland auf dem kirchlichen Gebiete den Geist erweckte, und nicht allein des Pabstes äußeres Leben angriff, sondern auch seine Autorität und, was des Reformators Stolz war, seine Lehre, und mit ihr die stärkste Säule seiner Macht, den Wahn und Aberglauben, niederwarf, bis dahin, wo Moritz von Sachsen auf weltlichem Gebiete den Kaiser mit seinen eigenen Künsten schlug und die Entwürfe und Mühen von Jahrzehnten in wenigen Tagen vernichtete! Die Geschichte machte in diesen Bewegungen einen Schritt vorwärts, wie er in mehr als einem Jahrtausend nicht gethan war, auf einem so weit aussehenden Wege, daß die Menschheit mehrere Jahrhunderte gebraucht hat, ehe sie sich vollständig zurecht fand und des damals errungenen Besitzes froh und bewußt zu werden anfing.

Was der deutschen Reformation diesen tiefen Hintergrund und die nachhaltig wirkende Kraft verlieh, die ganze Geschichte der Folgezeit zu gestalten, den Hauptanstoß zu der Reihe von Thatsachen zu geben, die die Welt nicht nur aus den alten geistigen und bürgerlichen Schranken des Mittelalters mehr und mehr heraus reißen, sondern auch die neue Willkühr der fürstlichen Gewalt wieder brechen sollte, das war wesentlich der Gegensatz der romanischen und germanischen Volksnatur, der schon während des ganzen Mittelalters, von den ersten Zeiten der Mischung der Stämme an, in den bedeutendsten geschichtlichen Erscheinungen zu Tag getreten war, aber jetzt erst über den Religionsspaltungen und mit dem Eintritt der neuen Zeit aus seiner größten Tiefe heraus zum Durchbruch kommen sollte.

Erneuter Gegensatz des Romanismus u. Germanismus.

Wenn der Fall von Byzanz den Anfang der neueren Zeit bezeichnet, so hat dies große Ereigniß in nächster Folge die zwei größeren eingeleitet, die den Charakter dieser neuen Geschichtsepoche völlig entschieden. Die Sperrung des Orients nöthigte zur Aufsuchung neuer Handelswege und führte zur **Entdeckung der neuen Welt**; der Untergang Griechenlands trieb die flüchtigen byzantinischen Gelehrten nach Westen, veranlaßte durch die Erweckung der humanistischen Studien eine Reform der Schulen und einen ganz neuen Aufschwung des geistigen Lebens, und ebnete dadurch den Weg zur **Reformation**. Beide große Thatsachen und ihre Folgen füllen den äußeren Inhalt der nächsten Jahrhunderte wesentlich aus und bedingen die Ergebnisse ihrer veränderten Bildung. In beide schienen sich die romanischen und germanischen Völker geradezu theilen zu wollen. Denn die Anpflanzung der neuen Welt ward anfangs als ein Alleinrecht Spaniens und Portugals betrachtet und von ihnen allein wenigstens ein Jahrhundert lang in größerem Umfange betrieben. Die Reformation

Entdeckung von Amerika. Reformation.

aber ist bis heute fast das ausschließliche Eigenthum der rein gehaltenen germanischen Völker geblieben. Diese verhängnißvolle Theilung der zwei herrschenden Stämme Europas in die zwei zeitbeherrschenden Ereignisse war allein Ursache genug, zwischen Beiden eine Spannung hervorzurufen, die die innersten Verschiedenheiten zur Erscheinung rief und den feindlichsten Gegensatz zeitigte. Das Glück der spanischen Könige in dem Maurenkriege und der Entdeckung von Amerika hatte die zwei Wirkungen, daß es ihrer äußeren Politik die entschiedene Richtung nach äußerer Vergrößerung gab und sie zugleich an die römische Kirche aufs engste fesselte. Einfluß und Ansehen der römischen Hierarchie waren durch den Glaubensfanatismus seit den Maurenkriegen in dem Volke Spaniens neu befestigt worden; unter den Italienern festigten sie sich durch den neuen Glanz des Pabstthums, durch den Untergang der Republiken, durch die spanische Herrschaft ebenso. Dies nöthigte alle romanischen Fürsten bei ihren universalen Herrscherplanen unausweichlich zu einer streng katholischen Haltung; Interesse so sehr wie Ueberzeugung, so sagte schon jener Bruder Thomas Campanella im 17. Jahrh., hielten sie dem römischen Stuhle ergeben; denn wer in Spanien, Italien oder Frankreich so kühne Staatsplane, wie die ihrigen waren, als Protestant hätte verfolgen wollen, hätte immer die Häupter von zweien dieser Lande und die Völker von allen dreien zu unbesieglichen Feinden gehabt. Die innere Politik der spanischen Fürsten führte sie des gleichen Weges. Ihr Despotismus hätte bald aus der Auflehnung des protestantischen Deutschlands gelernt, an dem Katholicismus fest zu halten, wenn auch nicht innere Verwandtschaft die weltliche Autokratie mit der geistlichen, die politische Universalherrschaft mit der religiösen in eine natürliche Solidarität gebracht hätte. Das Band zwischen Rom und Spanien, unter Karl V. und noch kurz nach ihm gelockert und fast zerrissen, stellte sich daher während der langen Re-

gierung Philipp's II. in der innigsten Weise und für die ganze Welt bedrohlich wieder her. Mit dieser zweifachen Richtung nun nach territorialer Vergrößerung und nach katholischer Glaubenseinigung trafen die romanischen Stämme und ihre Häupter mit den germanisch-protestantischen Völkern in dem feindlichsten Stoße zusammen. Von dem Ringen des Pabstthums mit der Reformation abgesehen, kämpfte Spanien durch das ganze 16. Jahrhundert mit Deutschland, Niederland und England nach der Reihe, und Frankreich löste es im 17. Jahrhundert in diesem Kampfe ab. Dieser Gegensatz der Stämme dauerte in seiner ganzen Schärfe gerade so lange, wie die religiösen Streitpunkte das vorherrschende Interesse der europäischen Gesellschaft ausmachten. Er ließ nach und verschliff sich mehr und mehr, seitdem jene straffe Theilung der Romanen und Germanen in jene zwei weltbeherrschenden Thatsachen aufhörte, seit die germanisch-protestantischen Anpflanzungen in Amerika und nachher die französische Literatur, die hier für die verfehlte religiöse Freiheit eine Art Ersatz bot, neue geistige und politische Interessen in die Welt warfen. Von da an fingen die Romanen wieder an, den Germanen den Alleinbesitz geistiger und staatlicher Freiheit zu bestreiten. Ehe dies aber geschah, und bis dahin wo es geschah, war den germanischen Völkern der große Beruf zugefallen, nachdem sie auf dem religiösen Boden Geist und Gesinnung erregt hatten, auch die ersten freiheitlichen Ordnungen in Kirche und Staat zu begründen. Denn wie es im Entstehen und in den Anläßen der Reformation, in der Stellung Luthers gegen den Pabst und der deutschen Fürsten gegen Karl V. gewesen war, so blieb es auch in den nächsten Folgezeiten: alle Bestrebungen, die auf große Staatenbildungen, auf gleichmachende Gemeinherrschaft, auf eine einförmige geistige Unterdrückung, auf Universalismus und Despotismus in Staat und Kirche, auf die Erhaltung der mittelalterlichen Zustände ausgehen,

werden vorzugsweise von den romanischen Nationen getragen; die germanischen Völker halten dagegen die Grundsätze der nationalen Selbständigkeit und der religiösen und politischen Freiheit aufrecht, und dringen nach der geistigen Bildung und gewerblichen Thätigkeit vor, die der neueren Zeit ihren eigenthümlichen Charakter und ihre Größe gegeben hat.

Germanisch-protestantischer Individualismus.

Es fällt in die Augen, daß in diesem Gegensatze dieselbe innerliche Verschiedenheit des Volksgeistes wirkte, die auch im Mittelalter den römisch universellen Bestrebungen jenes germanische Gegengewicht bereitet hatte, das in der körperschaftlichen Gliederung der Gesellschaft, in den Sonderungen des Lehnwesens gelegen war. Wenn es in den mittleren Zeiten der Geist der Genossenschaft war, der das Princip einer aristokratischen Freiheit aufrecht erhielt, so hat sich dieser in der neueren Zeit in einen Geist des Individualismus umgebildet, der die Saat demokratischer Freiheit gestreut hat. Dieser Zug des persönlichen Selbstgefühles hat in die deutsche Volksnatur den Trieb gelegt nach der Bildung und nach der daraus fließenden Selbständigkeit der möglichst Vielen, nach ihrer freieren Bewegung im Glauben und im Wissen, in politischen Rechten, im Besitz und geschäftlichen Betriebe. Auf dieser Bildung, dieser freien Bewegung, dieser Selbstthätigkeit aber beruht alle demokratische Ordnung und alle Möglichkeit ihres Bestandes; diese große Lehre haben die germanischen Stämme der damaligen romanischen, wie der heutigen slavischen Welt gegenüber den neueren Zeiten gegeben. Dieser Individualismus hat gegen die Gleichförmigkeit des religiösen Universalismus den Gegenschlag der Reformation bereitet, die Reformation ihrerseits hat ihm neue Nahrung gegeben. Denn die religiösen Ueberzeugungen bilden neben den materiellen Dingen das einzige Interesse, das jedem Einzelnen ans Herz geht, in dem er sich als

Einzelner thätig beweisen muß und in dem sich der Niedrigste so berufen und frei weiß, wie der Höchste. Wenn hier die Grundlage der Freiheit gelegt war, so war für ihre Fortbildung nichts zu fürchten. Dies hatte Machiavelli tief durchschaut, als er eine gründliche Wiedergeburt der Zeiten und Staaten nur in Folge einer kirchlichen Reformation erwartete. Er hatte die fürstliche Tyrannei zu diesem Zweck nur als ein Werkzeug des Nothbehelfs empfohlen; denn wiewohl der große Seher um 1513 eine Reformation als nahe bevorstehend verkündete, so sah er doch, daß sie der Nähe des Pabstthums wegen in seinen romanischen Landen nicht möglich sei, und er blickte mit neidischem Wohlgefallen auf die deutschen Stämme hin, deren sittlicher, kriegerischer und gewerblicher Tüchtigkeit er die Zukunft der Welt verhieß. Diese Voraussage hat sich bewährt. Jene Stämme, die die Reformation allein und nur für sich durchsetzten, haben mit der alten hierarchischen Religion auch allein die mittelalterliche Zeit völlig abgelegt. Nur wo der päbstliche Einfluß vor der Freiheit des Glaubens und der Forschung, die kirchliche Herrschaft über das Haus vor der Freiheit des Geistes und des Unterrichts wich, wo die Kirche hinfort dem Staate und nicht mehr der Staat der Kirche angehörte, wo der Staat hergestellt ward in die Rechte, in die sittliche Bedeutung und Würde und zu dem schützenden und bildenden Einfluß, den er im Alterthume besaß, nur da konnte der Mißbrauch, welchen Adel und Geistlichkeit im Mittelalter mit Eigenthum und Bildung getrieben, abgestellt, die Unbildung und Unselbständigkeit der untern Stände allmählig getilgt, das Volk zur Theilnahme an den Gegenständen des menschlichen Ehrgeizes, an politischem Einfluß, an Cultur und Besitz berufen, und für die individuelle Ausbildung ein weiterer Kreis gezogen werden, der nicht die bevorrechteten Stände allein umfaßte. Daher nahm in allen protestantischen Landen die Gesellschaft sogleich trotz den vielen aristo-

kratischen Resten einen ganz bürgerlichen Anstrich an; der Fürst selbst legte den militärisch-aristokratischen Charakter des mittelalterlichen Häuptlings ab, und die Geistlichkeit, nicht mehr hierarchisch abgeschlossen, rückte in die bürgerlichen Kreise hinein. In den romanischen Landen dagegen blieb das Mittelalter mehr oder minder zurück. Unter den deutschen Völkern bildete sich ein geistiges Leben, das von der Pflege der Geistlichkeit, des Hofes, der Regierung unabhängig war, bei den Romanen erstickte es unter der geistlosen Religion und der freiheitlosen Verfassung. Spanien hätte in Folge seines colonialen Vorsprungs alle Nationen an Gewerbfleiß und Handel überbieten sollen, allein die Unwissenheit des willkührlichen Regiments und der Geistlichkeit störte durch unsinnige Aufwand-, Erzeugungs- und Ausfuhrgesetze die Bewegung der bürgerlichen Thätigkeit, die durch die Bigotterie und Trägheit des Volks ohnehin schon gelähmt war; die Manufacturen verfielen, die Bergwerke wurden verschüttet, der Ackerbau erlag unter mittelalterlichen Lasten; die Nation verarmte bei der glänzendsten äußeren Macht; die Bevölkerung aß von goldenen Tellern kärgliche Bissen und die Fabel von König Midas war von einem Staate zu erzählen. Dieweil gründeten sich auf die Rührigkeit holländischer und englischer Kaufleute neue Staaten und Mächte mit ganz neuen Hülfsmitteln, die der bürgerliche Gewerbfleiß beschaffte. Diese Selbständigkeit und freie Strebsamkeit des Volks hielt der fürstlichen Unumschränktheit, hier und da selbst ohne politische Formen, ein einschränkendes Gegengewicht, während sie in den romanischen Landen viel längeren und freieren Spielraum behielt. Und während Spanier und Franzosen erfolglos ihre Kräfte vergeudeten in dem Streben nach großen einheitlich regierten Staatsgebieten, machte sich der individualistische Trieb der Germanen fortwährend auch in ihren Staatsbildungen geltend: Alles strebte darin nach Selbständigkeit und Selbstregie-

rung der natürlichen Staatstheile, nach landschaftlicher Sonderung, nach kleinen Staatsgebieten, und höchstens, wo sich größere Nationalitäten in einem Staate zusammenschlossen, nach föderativer Vereinigung. Diese kleinstaatliche Verfassung gab dem Leben der germanischen Nationen überall, im Gegensatz zu den nach außen strebenden romanischen Staaten, einen Zug inneren Lebens und friedlicher Neigung; selbst Holland und England sind zu den großen Kriegen mit Frankreich und Spanien nur durch Nothwehr gezwungen worden und haben ihre Macht vertheidigend erobert.

Anticipation d. demokratischen Consequenzen germanisch-protestantischer Staats- und Kirchenbildung in einzelnen Entwürfen zu Luthers Zeit.

Die germanisch-protestantischen Neubildungen in Staat und Kirche verlangten Zeit zu ihrer Reife; die demokratischen Entfaltungen namentlich, deren Keime in dem Grundwesen des Protestantismus lagen, konnten sich in größern Staatskreisen erst allmälig entwickeln. Doch war gleich bei der ersten Grundlegung der neuen Freiheit in Luthers Zeit von Einzelnen der Aufriß schon des ganzen kirchlichen und staatlichen Gebäudes der Zukunft entworfen, ja an seine alsbaldige Ausführung Hand angelegt worden. Einzelne Sekten, einzelne vordringende Geister schritten gleich im Anfange der Reformation zu den Consequenzen der neuen Richtung vor, die erst ihr entferntestes Ziel und Ende sein sollten. Der ganze Kreis von kirchlichen und staatlichen Forderungen wurde schon damals umschrieben, die zum Theil erst seit den Staatsveränderungen in Amerika und Frankreich wieder erhoben und bis heute nicht überall, und nicht alle, befriedigt worden sind. Im Religiösen faßten schon einzelne Inspirirte und Wiedertäufer den Begriff einer vernunftmäßigen Reinigung des Christenthums und seiner Formen, für die erst die Urenkel ihrer ausgewanderten Sendboten in Amerika eine Stätte fanden. Sie verfolgten Luthers Lehre von dem allgemeinen Priesterthume aller Christen in der

Folgerichtigkeit, daß sie die kirchlichen Dinge durch Laienversammlungen wollten entschieden, die Priester durch die Gemeinden wollten gewählt haben. Sie formulirten schon damals Sätze des neuesten Rationalismus, wenn sie die Befreiung vom Buchstaben verlangten, den heiligen Geist über die Schrift stellten und unter dem heiligen Geiste nichts verstanden als des Menschen Geisteskraft und Vernunft; wenn sie in dem Glauben nichts sahen, als die in den Handlungen bethätigte Liebe, in Christus nur ein göttliches Vorbild menschlichen Wandels und in dem Abendmahle nichts als seine Gedächtnißfeier. Neben diesen kirchlichen Forderungen gingen dann auch die politischen bis zu den demokratischen Consequenzen vor, die erst viel spätere Zeiten durchsetzen sollten. Die Aufhebung der Leibeigenschaft, der Frohnden, des Todfalls, aller unbilligen Zinsen und Zölle, aller kastenartigen Ungleichheit, die Herstellung unrechtmäßig eingezogener Gemeindegüter, die Verhütung oder Vergütung des Wildschadens, die Einführung von gleichem Maaß, Gewicht und Münze, die Bestellung von volksthümlichen Gerichten, die Beschränkung der geistlichen Gerichte, die Abstellung persönlicher Haft bei gebotener Bürgschaft, die Selbstbewilligung der Steuern, die Abschaffung von fürstlicher oder wenigstens nicht kaiserlicher Obrigkeit, d. h. die Forderung der Republik oder der Staatseinheit in Deutschland, alle diese und ähnliche Begehren tauchten in den Bewegungen des Bundschuhs, in den Artikeln der empörten Bauern und den Schriften der Wiedertäufer auf; und die Frage der Einziehung der geistlichen Güter drang sogar bis auf die Reichstage vor. Dies alles sind Forderungen, die sich in den Gränzen des Möglichen und des da und dort auch in großen Volkskreisen Erreichten inne halten. In Anderem, wie in der Abneigung gegen den Eid, Kriegsdienst, Sonntagsfeier und Kindertaufe ging man auf Satzungen vor, die nur in einzelnen Sekten und kleineren Kreisen Bestand erhielten; in

Anderem, wie in dem Verlangen nach Gütergemeinschaft, nahm man die Plane viel späterer Schulen vorweg, deren Ausführbarkeit auch in den kleinsten Kreisen nicht nachgewiesen ist. Und wieder andere schwärmerische Geister, die auch in unseren Tagen nicht ausgestorben sind, blickten rückwärts auf untergegangene und unmöglich gewordene Zeiten zurück, und träumten von der Rückkehr der Prophetengabe und des Urchristenthums, und von der Zukunft des tausendjährigen Reiches. Was aber mehr als alle diese einzelnen Forderungen eine merkwürdige Vorwegnahme von Grundsätzen ist, die viel später erst praktisch wurden, ist ihre grundsätzliche Rückführung auf die Freiheit und Gleichheit, zu der die Menschen durch Christus erlöst seien, die Berufung auf ein göttliches Recht (auf angeborene Menschenrechte, wie man später sagte), die Begründung der Freiheit in Staat und Kirche auf eine Idee, auf ein allgemeines und natürliches Recht, das in Gegensatz trat gegen das zur Plage gewordene Recht der Einzelnen und der Kasten.

Luthers Conservatismus.

Aber so im ersten Anlauf konnten so große Veränderungen in so großen Räumen und Volksmassen nicht bewirkt werden. Keine Erwartungen täuscht die auf weiter Bühne langsam sich bewegende Geschichte der neueren Zeiten mehr, als die der feurigen Geister über die Zeitdauer, die zur Vollendung einer begonnenen Reform nothwendig ist. Sie täuschte damals und später nicht allein die Schwärmer, die gleich zu den äußersten Enden strebten, sondern auch einen so geistreichen Mann wie Hutten, und selbst den besonnenen Milton, ja sogar einen kältesten Denker wie Machiavelli. Keiner von ihnen hätte geahnt, daß mehrere Jahrhunderte würden erfordert werden, um die volle Summe des Vermächtnisses, das die Reformation der Menschheit zuwies, selbst nur in den kleineren Kreisen der germanischen Stämme ganz flüssig zu machen. Nur Luther allein schlug, als ein wahrer geschichtlicher Seher, das Maaß

der Kräfte richtiger an, das die damalige Zeit an das große Werk zu setzen hatte, und der anderen, die künftige Zeiten noch würden daran setzen müssen. Indem er die apostolische Mission der katholischen Kirche angriff und mit ihr die Unfehlbarkeit des Pabstes und die Scheidewand zwischen Laien- und Priesterstand umwarf, indem er die Lehre vom Abendmahl und mit ihr den Gottesdienst reinigte, die Scheinheiligkeit der Werke anfocht und seine Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben entgegensetzte, auf die Heiligung der Gesinnung drang und die finsteren Schrecknisse von Fegfeuer und Fasten, von Beichte und Büßungen tilgte, durch die uns die katholische Kirche „abermals fürchten" machte, so lag darin in der That schon die ganze Saat dessen, was Calvinisten und Puritaner aus der evangelischen Lehre mit der Zeit entwickelt haben. Aber diese Entwickelung in der Zeit wollte Luther nicht durch eine flache Treibhausbildung für den Augenblick gefährden. Ihm galt es nicht um rasche, sondern um sichere und dauernde Erfolge. Er wollte den Dingen keine Gewalt anthun; er hat es in vielen Beispielen, den Zwickauer Inspirirten, den Karlstadt und Zwingli gegenüber oft merken lassen, daß er für das Vernünftige in ihren Neuerungen nicht stumpf, aber gegen das tumultuarische „Zuweitgreifen der Enthusiasten" (das perrumpamus Zwingli's) unerbittlich war. Er sah für Vieles seine rohe Umgebung nicht reif und nicht vorbereitet; er wollte über Anderes die Meinung der Menschen sich erst gestalten lassen; er wollte Gott und der Zeit sein begonnenes Werk anheimgeben.

Geschichtlicher Verlauf d. kirchlichen u. staatlichen Veränderungen in den protestant. Völkern.

Die Zeit hat auch den Verlauf der kirchlichen und staatlichen Veränderungen, zu denen Luthers Lehre den Anstoß gab, nichts weniger als übereilt. Sie hat ihn vielmehr so tief und gründlich, so stet und regelmäßig gestaltet, daß in ihm jenes Gesetz aller vollkommenen, historischen Entwickelung, das oben angegeben

wurde, leicht entdeckt und zwanglos zur Uebersicht und Ordnung der Thatsachen angewendet werden kann. Die reformatorischen Ideen schufen sich erst in Deutschland und England einen monarchischen Körper in den Gestaltungen, die Staat und Kirche unter Luthers und Cranmers Einflüssen annahmen; sie hatten dann im Westen Europa's eine aristokratische Phase im Calvinismus, und fanden in dessen puritanischen Fortbildungen ihre demokratische Entfaltung, vorübergehend in England und auf die Dauer in Amerika.

Monarchischer Charakter der kirchl. Reformen Luthers und Cranmers in Deutschland und England.

Monarchisch war der Charakter der lutherischen Reformation schon durch ihre Widersetzlichkeit gegen die demokratischen Grundsätze der Freigeister jener Zeiten, die die Satzungen in Politik und Religion auf ein natürliches Recht zurückführen und die Bestimmung darüber der volksherrlichen Mehrheit zuweisen wollten. Luther setzte den positiven Buchstaben der Schrift denen entgegen, welche die Vernunft allein zum Gesetzgeber machen wollten, und warf die symbolischen Bücher als einen Wall gegen die Wiedertäufer, gegen die selbst Zwingli und Calvin eine abwehrende Stellung einnehmen mußten. Man schalt dies unter den Reformirten einen neuen papiernen Pabst, aber die reformirte Kirche selbst entging der Nothwendigkeit keineswegs, der Bewegung der Geister einen solchen Haltpunkt zu geben, weder in der Schweiz noch in den Niederlanden. Die Autonomie des Volks in Glaubenssachen ward erst möglich, als Duldsamkeit allgemein wurde. Dafür waren die Menschen damals nicht reif. Brachen doch noch nach hundert Jahren, gerade zur ersten Jubelfeier der Reformation, über den ganzen Welttheil hin die wildesten Bacchanalien des unduldsamen Hasses und die Anfänge eines dreißigjährigen Religionskrieges aus! Luther stand daher bedenklich stille sogar vor dem Gedanken der Einführung einer presbyterialen Verfassung,

zu der 1526 in Hessen freisinnige Plane berathen wurden. Er begnügte sich, die Männer der Bildung allein, den geistlichen Stand, der dem Volke seine Bildung vermitteln sollte, an die Spitze der geistlichen Dinge zu stellen. Für den Schutz und den Unterhalt dieses Standes sollte der Staat Sorge tragen. Dadurch gerieth er freilich in Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt; dafür ward er aber auch der Abhängigkeit von einer geistlichen Gewalt sicherer entzogen. Und indem die göttliche „Mission" des katholischen Priesters für den Protestanten eine weltliche „Funktion" ward, war ein neues Pabstthum, das man Luthern so gerne vorwarf, nicht leicht möglich. Der monarchische Charakter der Reformation ward allerdings durch diese Anordnung befestigt, aber ohne monarchische Hülfe war auch an ihre erste Sicherstellung nicht zu denken. Einzelne Uebergriffe des Staates und der Fürstengewalt in die neue Kirche waren bei dieser Anordnung vorauszusehen, aber sie schienen unvermeidlich, wenn die steten Uebergriffe der alten Kirche in den Staat sollten beseitigt werden. Die göttliche Einsetzung, die Luther auf die weltliche Obrigkeit von dem Pabstthum übertrug, das sie bisher sich allein angemaßt hatte, trug ein Großes dazu bei, die fürstliche Gewalt zu steigern und selbst in ihrer Ueberhebung zu heiligen, aber der Nimbus des päbstlichen Ansehens ward dadurch am wirksamsten zerstreut. In aller Weise festigte Luther die weltliche Gewalt, aber er hatte auch nothwendig, sich auf sie zu stützen; denn wie hätte er in einem tausendfach zerrissenen Lande gegen die feste und furchtbare Organisation der römischen Kirche und gegen das verbundene Pabstthum und Kaiserthum seine Sache durchfechten sollen, ohne ihre Hülfe? Was hätte noch im dreißigjährigen Kriege aus dieser Sache werden sollen, wenn Volk und Fürsten getrennte Wege gingen? Ihre Einigkeit war freilich um den schweren Preis erkauft, daß das Volk sich seinen Fürsten einfach unterordnete. Die Gewissensfreiheit des

einzelnen Bürgers kam in den Religionskämpfen und Frieden des 16. und 17. Jahrhunderts nicht zur Frage, sondern nur (und darin zeigt sich die monarchische Natur der lutherischen Reformation auf der Spitze) das Recht der Fürsten (cujus regio ejus religio), in ihren Landen zu reformiren, die Kirchenverbesserung von oben herab in das Volk zu tragen. Welche Gefahr für die Freiheit von Kirche und Staat, welche Gefahr des Mißbrauches der monarchischen Gewalt hierin gelegen war, kam in England mehr als in Deutschland zu Tage. Dort beseitigte Heinrich VIII. das päbstliche Supremat, setzte aber seine eigene Allmacht und Unfehlbarkeit an die Stelle, die weder von einem Gesetze, noch von beschlußfähigen Versammlungen der Geistlichen (Convocationen) beschränkt ward. Aus dem apostolischen Berufe der Priester wurde auch dort wie in Deutschland ein weltliches, von dem König verliehenes Amt, aber das Episcopat ward beibehalten, die Diöcesanbischöffe behielten die Gewalt der Ordination; dadurch ward die päbstliche Autorität, wie die Puritaner sagten, nur auf die Bischöffe vertheilt, und die kirchlichen Formen und Lehren erstarrten wie in der alten Kirche. Mit dem Bischoffthum ward der Prunk der Stellen und des Gottesdienstes in England erhalten; die hohe Geistlichkeit gerieth dadurch in eine ganz aristokratische Stellung, in eine eigennützige Abhängigkeit von dem Königthume; ihr Interesse verwuchs mit dem des letzteren so sehr, daß Jacob I. vom Bestand des Episcopats den Bestand des Königthums abhängig dachte. An der Willkühr und Gewalt, mit der hier der Monarch in den kirchlichen Dingen verfuhr, steigerte sich dann die fürstliche Unumschränktheit im Staate und überhob sich, gereizt von der Widersetzlichkeit der volksthümlichen Reformer, der Calvinisten und der Puritaner, bis zu jener Höhe, wo sie zu der Umwälzung führte, die der englischen Kirche und Monarchie vorübergehend ein Ende bereitete. Ganz anders war die Gestal-

tung der Dinge in Deutschland. Hier hätte Luthers prophetisches Ansehen keinem Fürsten gestattet, die Pabstrolle zu spielen. Hier machten die bescheidenen Stellen der schlicht-bürgerlichen Geistlichen sie nicht so abhängig, daß in ihnen der religiöse Freimuth so bald hätte verloren gehen sollen. Hier waren die kleinen Fürsten in zu naher Berührung mit dem Volke und theilten mit ihm gegen Kaiser und Pabst ein zu gleiches Interesse, als daß sie auf diesem kirchlichen Gebiete jenem Berufe der absoluten Fürstengewalt, das Volk zur Freiheit zu erziehen, nicht unwillkührlich hätten nachkommen sollen. Hier war daher keine Revolution des Volkes zu fürchten, sondern nur die Reaktion von Kaiser und Pabst, denen die Protestanten im Religionsfrieden von 1552 nur eine Art Duldung in einer Art von Waffenstillstand hatten abringen können. War in Folge der deutschen Zersplitterung und Uneinigkeit die damals errungene Kirchenfreiheit eine unvollkommene nach außen, so war sie doch aus eben dieser Ursache nach innen vollkommener. Die Kirche ward hier territorial, sie theilte ihre Gränze mit dem einzelnen Staate und nahm in jedem Lande einen eigenen Fortgang. Der Mangel einer staatlichen Einheit oder einer einheitlichen Kirchenversammlung, oder eines großen, nach Einem Sinne geleiteten, von Einer Stelle abhängigen geistlichen Körpers machte hier eine gemeinsame Verfassung, eine strenge dogmatische oder liturgische Einheit unmöglich; es gab hier, wie es dem Geiste des Protestantismus gemäß ist, evangelische Kirchen, es gab nicht Eine evangelische Kirche, die nach dem zerbrochenen Universalismus des Pabstthums ihre Glieder wieder in eine neue Gemeinsamkeit verbunden hätte.

Monarchischer Charakter der polit. Reformen Deutschlands zu Luthers Zeit.

Dieser Lage der kirchlichen Verhältnisse entsprechen die politischen Veränderungen, die im Gefolge der Reformation in Deutschland eintraten, genau. Die monarchische Gewalt war an

die Spitze der Kirche gestellt und hatte dadurch einen Zuwachs ihres Einflusses erhalten, aber es war ein wirklicher Grund der kirchlichen Freiheit gelegt dadurch, daß die geistliche Obergewalt abgestellt und nicht eine neue universale Kirche an die Stelle der alten gerückt war. So bildete sich auch im Politischen die Landeshoheit der einzelnen Fürsten aus, die hier nicht zufällige Bevölkerungen und Gebiete, sondern bestimmt unterschiedene Volksstämme beherrschten; es ward damit ausnahmsweise und allein in diesem Lande die Verwandlung der größeren Vasallen in unabhängige Fürsten, und mithin die Ausbildung der Absolutie selbst in diesen kleinen deutschen Staaten angebahnt, allein die gefährliche Uebermacht des Kaisers ward dadurch gebrochen, wie dort die des Pabstes, und die Befestigung der kleinstaatlichen Theilung, verderblich wie sie für Deutschlands Machtstellung nach außen war, war unter den damaligen Verhältnissen für seine innere Erhaltung und Freiheit unstreitig mehr Vortheil als Schaden, und mehr Nothwendigkeit als Wahl. Seit mehreren hundert Jahren waren nun alle Verbesserungen der Reichsverfassung, wie die der Kirche, vereitelt worden. Dies allein mußte auf die Entwickelung und Ordnung der einzelnen Theile und Lande hinweisen. Einem größeren Bundesreiche eine feste Verfassung zu geben, die zugleich nach innen Ordnung, nach außen Macht gewährt hätte, wäre auch über die politische Fähigkeit der damaligen Zeit hinausgegangen. Weder die Schweiz noch die Niederlande vermochten dies, weder damals, noch selbst viel später, nicht einmal in Zeiten der dringendsten Gefahren, nicht einmal in ihren viel kleineren Kreisen; wie wäre es in Deutschland möglich gewesen, bei den ewigen Reibungen der Stände unter sich, des Adels mit den Fürsten, und dieser wieder mit dem Kaiser! Zwei große Erfahrungen hatten in Deutschland gleichmäßig darauf hingedrängt, die Autonomie der Landesfürsten zu einer unausweichlichen Nothwendigkeit zu machen.

War der Kaiser schwach, so gefährdete die Anarchie von unten alle Ordnung im Reiche; war der Kaiser stark, so gefährdeten die neuen Machtverhältnisse und Machtbegriffe der österreichischen Fürsten die Freiheiten und Ordnungen des Reiches von oben. Jener Anarchie gegenüber, wo es selbst unter dem mächtigen Karl V. gegen den Bauernaufruhr und gegen einen Emporkömmling der Ritterschaft, wie Sickingen, keine Reichshülfe, bei allen Zerwürfnissen der Stände unter sich keinen Schiedsspruch und Austrag gab, waren die Landesfürsten durchaus auf sich selbst und ihre eigene Kraft gewiesen. Die Noth selbst legte ihnen den Beruf auf, dem Faustrecht und der Gewaltthat der ritterlichen Aristokratie ein Ende zu machen. Auf der anderen Seite, der kaiserlichen Macht gegenüber, war die Gegenwirkung der Landesfürsten durchaus eine vaterländische Pflicht, der Widerstand gegen fremde Unterdrückung. Die politische Aufgabe war hier dieselbe, wie die kirchliche dem Pabste gegenüber. Deutschland gegen Hispanien und Rom zu vertheidigen, den Pfaffen und Spaniern nicht unter die Füße zu fallen, dies war Moritzens ausgesprochenes Ziel und Bestreben. Der Sturz Karls V. war ein Sieg des nationalen Princips über das fremde, der Sieg ständischer Freiheit und föderativer Staatsordnung gegen die Unumschränktheit der kaiserlichen Gewalt. Dem Kaiser zu beweisen, daß er nicht ein Monarch, sondern in der bündischen Aristokratie der deutschen Fürsten nur der Erste unter Gleichen war, waren Ideen, die schon bei dem schmalkaldischen Bündnisse zur Rede kamen und im Religionsfrieden von 1552 durchgekämpft wurden. Die protestantische Bewegung setzte die Reichsreform trotz Kaiser und Pabst durch, die die Verbindung zwischen Kaiser und Pabst so lange verhindert hatte. Die ausübende und richterliche Gewalt des Kaisers wurde, wie es lange gewünscht war, mit den Ständen getheilt, die Kreisverfassung wurde ausgebildeter, der Landfriede wirksamer gehandhabt, das

Reichsgericht bekam die Einrichtung, in der es sich lange erhielt, die Einsprache des Pabstes in die Reichsdinge fiel von selbst zu Boden, die Wahlfreiheit der Fürsten war gesichert und blieb hinfort ein Augenmerk der fremden Mächte, die über den Anwachs der Macht Oesterreichs besorgt waren. Dem schädlichen Einfluß des Auslandes auf die Zersplitterung der deutschen Kraft und Staatsentwickelung ward dadurch allerdings ein Anhalt gegeben, aber das verderbliche Bestreben undeutscher Kaiser nach allgemeiner nationaler Unterdrückung ward dadurch gehemmt. Die Selbständigkeit zog sich freilich aus dem Ganzen hinweg in die Theile; die Erblichkeit, die Untheilbarkeit der Lande, die Ausbildung der ständischen Verhältnisse gab der landesherrlichen Macht eine natürliche Festigkeit dem Wahlkaiser gegenüber; die staatliche Sonderung gewann es über die Einheit. Allein dies war auch im politischen Gebiet, wie im kirchlichen, wenn zwar ein leidiger Gewinn, so doch, von dem großen Gesichtspunkte der nationalen Unabhängigkeit, ja der europäischen Freiheit betrachtet, ein wirklicher und unleugbarer Gewinn. Wie die Zusammensetzung des österreichischen Hauses und Reiches beschaffen war, so wäre Deutschland von ihm aus nie als ein Zweck, sondern nur als ein Mittel behandelt worden, es wäre nur der unfreie Theil eines fremden und verschiedenartigen Ganzen geworden. Von diesem nationalen Standpunkt gesehen, hatte also Deutschland keine Ursache, sich gerade nach der damals gebotenen Einheit zu sehnen; von dem allgemeinen Standpunkt der ganzen Völkerfamilie des Welttheils betrachtet, ebenso wenig. Denn daß in dieser Mitte des Welttheils, in Italien und Deutschland, von wo aus einer Universalherrschaft der größte Nachdruck gegeben werden konnte, nicht ein großes einheitliches Reich nach spanischen Staatsbegriffen entstehe, daß hier der Gürtel kleiner Staaten erhalten werde, die vom Nordcap bis Sicilien einen natürlichen Wall bilden gegen den Zusammenstoß oder Zu-

sammenfall der großen einheitlichen Reiche in Ost und West, dabei war die Freiheit von ganz Europa interessirt. Und was endlich die innere, sei es politische, sei es geistige Freiheit in den einzelnen Staaten betrifft, so ist es zwar wahr, daß die Absolutie, die damals in der einheitlichen Regierung Deutschlands vermieden ward, später in die Theile selbst ihre Wege fand; aber sie war hier durch die Spaltung und Kleintheilung selber unschädlicher gemacht, als irgendwo sonst; und sie kann das Verdienst ansprechen, die große geistige Umwälzung des 18. Jahrhunderts in Deutschland nicht allein nicht gehindert, sondern selbst wesentlich gefördert zu haben, ein Ereigniß, das der freieren politischen Zukunft Europa's wesentlich vorgearbeitet hat. Es war eine Revolution, die Deutschland im 16. Jahrh. wie in der Kirche, so auch im Staate erlebte, aber es war eine monarchische Revolution. Der Lehenadel, der in allen anderen Weststaaten Europa's in seinem Zusammenstoße mit der königlichen Absolutie erlag, erkämpfte hier in seinen mächtigeren Häuptern, als die kaiserliche Absolutie gegen sie versucht ward, eine unabhängige Fürstenmacht, die hinfort eine bürgerliche, statt der früheren militärischen Unterlage erhielt. Es war eine Revolution der Stände des deutschen Reichs, die sich wesentlich in monarchisch-föderalistischer Sphäre hielt, wie sich die in den Niederlanden und der Schweiz, den vom Reiche sich ablösenden Theilen, in aristokratisch-föderalistischer Sphäre bewegte.

Aristokratischer Charakter der polit. Zustände in der Schweiz und den Niederlanden zu Calvins Zeiten.

Die Freiheitskämpfe in der Schweiz, die vor der Zeit liegen, von der wir bei unserer Betrachtung ausgehen, waren ein Vorspiel gewesen, — die Losreißung der Niederlande von Spanien unter Philipp II. ward ein Nachspiel von dem, was in Deutschland unter Karl V. geschah. In beiden Landen wirkte derselbe Zug des kleinstaatlichen deutschen Particularismus gegen jede größere Staatseinheit, und diese Beobachtung ist in der Schweiz von be-

sonders merkwürdigem Interesse. Die Fürstenhäuser, die zuerst und am vordringlichsten, nicht von kaiserlichen oder königlichen Thronen herab, sondern mitten aus der Enge des Feudalstaates heraus nach Machtvergrößerung rangen, waren das habsburgische und burgundische, aus deren Vereinigung jene weltbedrohende Macht Karls V. hervorging. Es ist nun schon der politische Takt wunderbar, mit dem diese Häuser ihr Augenmerk gleich auf diesen Mittelpunkt der europäischen Mitte (die Schweiz) richteten, der für jede Machtentwickelung am förderlichsten schien; aber noch wunderbarer ist der nationale Instinkt, in dem sich die Schweizer am frühsten gleich gegen die ersten Keime dieser Mächte regten, indem sie, ehe die Vereinigung jener Häuser statt hatte, als ihre Uebergriffe noch vereinzelt, noch neu waren, im 14. und 15. Jahrhundert Habsburg und Burgund siegreich bekämpften, und gleich unter Maximilian, der beide Häuser vereinigte, ihre Selbständigkeit und Unabhängigkeit thatsächlich begründeten. Hatte so die Schweiz, die Wiege Habsburgs, in dem großen Reichsverbande den Anfangskampf gegen Oesterreichs Größe zu führen, so führten die Niederlande, die Wiege Burgunds, die Fortsetzung der deutschen Kämpfe gegen das burgundische Haus. Hier verfolgte Philipp II. dieselben Ziele, wie Karl V. in Deutschland. Wie Deutschland in Karls ungeheuerem Reiche sollte verschlungen werden, so sollten die Niederlande dem seines Sohnes gleichförmig gemacht werden, das durch den Erwerb von Portugal und dessen Colonien für das verlorene Kaiserthum Ersatz fand. Die ständischen Freiheiten sollten der spanischen Willkühr weichen, die eigene Verwaltung der Fremdherrschaft, die provinzielle Selbständigkeit der Einheit, die religiöse Selbstbestimmung dem katholischen Zwang. Als dem Lande die Beschlüsse des tridenter Concils sollten aufgedrungen werden, ein spanischer Staatsrath 1567 über seine Beschwerden entschied und ein spanisches Heer ein-

rückte, war hier schon mehr als zur Zeit des Interims in Deutschland geschehen, was einen Aufstand rechtfertigen konnte. Bald kamen Beschwerden schneidenderer Art hinzu, wie sie England später gegen die Stuarts hatte: die Errichtung eines Rathes der Unruhen, der wie die Sternkammer ein unerhörtes Verfahren einschlug; der Umsturz der Selbstbesteuerung und die Einführung neuer handelbeschwerender Steuern, die hier wirkten, wie in England das Schiffsgeld Karls I. Wie tief aber auch die politischen Beeinträchtigungen empfunden wurden, das hauptsächlich Trennende waren hier wie in Deutschland die religiösen Ideen, die die Menschen damals weit stärker bewegten, als die Vaterlandsliebe. Bei allen nachgiebigen Schritten Spaniens war die Religionssache immer ausgenommen, wenn die Verfassung auch ganz gesichert werden sollte. Fielen ja doch Burgund (Belgien) und die Niederlande, so sehr sie in politischem Interesse Ursache hatten einig zu sein, über diesen Punkt auseinander, schroffer als sich in der Schweiz und Deutschland die verschiedenen Bekenntnißgenossen veruneinigt hatten. Als 1579—80 die nördlichen Provinzen (Utrechter Union) von Philipp II. abfielen, geschah dies ganz nach den Grundsätzen der calvinischen Reform, die hier Boden gegriffen hatte: daß einem Volke und seinen Ständen immer das natürliche Recht zustehe, einem Tyrannen, der seiner Pflicht zuwider handelt, nachdem er vergebens vermahnt war, ihrerseits die Pflicht aufzusagen. Dieser Schritt ward von Vielen mit Zagen gesehen. Man suchte eilig einen Rückhalt an einer neuen Monarchie, ja selbst in dem Anschluß an die mächtigen Fürstenhäuser der Nachbarschaft; und es war nicht ihr Wille und ihr Verdienst, wenn die Niederländer trotz dem der Monarchie entgingen. Von Deutschland wurden sie nicht unterstützt und festgehalten; ihre angebotene Krone ward von England und Frankreich ausgeschlagen; und eine Herrschaft Anjou oder Oranien

ward nur durch Todesfälle vereitelt. Wie dann die republikanische Ordnung sich begründete, so ist hier keineswegs dadurch, im Vergleiche zu der mäßigen monarchisch-föderativen Reform in Deutschland, ein plötzlicher Sprung gemacht worden. Das föderative Band, das die Provinzen in ein Ganzes einigte, war hier um nichts fester oder politisch besser entworfen, als das der Schweiz oder Deutschlands; und dies particularistische Charakterzeichen durchdringt alle germanischen Staatsverbände, so daß sich selbst in Amerika die bundesstaatlichen Bande nur in gefährlicher Zeit straff erhalten, in gefahrloser selbst trotz der Verfassung sich lockern. Je nach der äußeren Gefahr war es, daß in der Geschichte der Niederlande mehrmals die einheitliche, statthalterische, bundesstaatliche Partei der Generalstaaten mit der provinziellen, aristokratischen, staatenbündischen Partei der städtischen Optimaten den Vorrang wechselte. Trotz diesem Wechsel aber ward nie verfassungsmäßig festgesetzt, wo eigentlich die bundesgenössische Obergewalt lag, bei den allgemeinen oder den Provinzialständen. Es ist von den Oraniern einigemal so gehandelt und einmal bei dem Sturze Oldenbarneveldt's auch behauptet worden, daß die Souveränetät den Generalstaaten zustehe, aber das thatsächliche Verhältniß ist durchaus das entgegengesetzte gewesen. Die Provinzialstände hatten die ganze Macht an sich gerissen: die Gesetzgebung, die ganze Verwaltung von Staat und Kirche, Anstellungen, Begnadigungsrecht, Besteuerung, die letzte Bestimmung über Krieg und Frieden. In den Provinzialständen aber hing alles wieder von den einzelnen Städten ab. Sie wählten nicht allein die Abgeordneten in die Provinzialstände (wie diese wieder zu den großen Generalstaaten), sie konnten auch noch eine Art von körperschaftlichem Veto ausüben; die mächtigsten darunter sind zu Zeiten, wie deutsche Fürsten, wie schweizer Cantone mit den gefährlichsten Feinden im Bunde gewesen. In amtlichen ständischen Schriften an die Königin

Elisabeth ward gelegentlich die Souveränetät nicht den Ständen, sondern ihren abordnenden Comittenten beigelegt, den Städterepräsentanten. Der Zug der deutschen Natur, sieht man, blieb sich immer gleich. Die Richtung war aller festeren Staatseinheit schroff entgegengesetzt, in Deutschland territorial, hier und in der Schweiz provinzial und cantonal, und mehr als dieses, municipal. Dies war politisch eine vielleicht noch unvollkommenere Ordnung, als die in Deutschland, obwohl sie geschichtlich gleich naturgemäß war. Denn wie in der Schweiz, und mehr als in der Schweiz, war das Eigenthümliche in den Niederlanden die üppige Kraft der städtischen Entwickelung gewesen. Das mannigfaltige Leben in bürgerlicher Sphäre hatte hier frühe die Stände des Adels und der Geistlichkeit bei Seite gedrängt und den Lehenstaat wie in den italienischen Republiken innerlich zerstört. So war demnach die höchste Macht in der niederländischen Republik nicht in den Generalstaaten, nicht in den Provinzständen, sondern in den Städten, und in den Städten wieder in den Händen einer geschlossenen Aristokratie. Von einer Vertretung der Bürger, von demokratischer Ordnung, von Wahlberechtigung der Gemeinde war hier nicht die Rede. Wie in den schweizer Städten war die Regierung in den Händen eines Patriciats, dessen zutretende Mitglieder anfangs aus einer von der Körperschaft selbst entworfenen Vorschlagliste von dem Statthalter gewählt, später aber, zur Zeit der höchsten staatenbündischen Entwickelung und städtischen Macht, von der Körperschaft selbst unmittelbar ernannt wurden. Diese stehende Aristokratie bildete hier einen mächtigen, durch die Verbindung von Volk und Statthalter oft durchbrochenen, aber auch dann um so stärker hergestellten Wall gegen alle demokratischen Neuerungen. Die städtische Freiheit war hier im Kampfe mit der ritterlichen Aristokratie entstanden; als diese aber beseitigt war, entlehnten die Bürger ihre Bräuche und Gesetze; die Aristokratie

blieb stehen und rückte nur in das Bürgerthum hinab. Es wurde in dieser Republik so wenig wie in dem monarchischen Deutschland eine neue Freiheit auf natürlichen Rechten begründet, sondern Freiheiten und Rechte waren hier geschichtliche Thatsachen, die nur gegen fremde Macht vertheidigt und aufrecht erhalten, und bei gebotener Gelegenheit mehr in der Hand des Besitzers gesteigert, als auf einen größeren Kreis von Besitzern ausgedehnt wurden.

Das bürgerlich-aristokratische Princip war in der Schweiz und in den Niederlanden, wie das bürgerlich-monarchische in Deutschland, so tief begründet, daß so wenig dieses von Luther, so wenig jenes von Calvins Reform verändert werden konnte: vielmehr gestalteten beide im Staate herrschenden Principien hier und dort die Verfassung der Kirchen selbst. Dies geschah sogar in dem Mutter- und Musterstaate des Calvinismus, in Genf, wo die Verhältnisse gestatteten, unbeirrt von fürstlichen oder anderen Staatsgewalten, einen Neubau zu errichten, den man anderswo nicht leicht hätte versuchen dürfen. Hier war eine Republik im Bilden begriffen unter einem rohen, aus verschiedenen Stämmen zusammengesetzten Volke, das eine Weile von der furchtbarsten Sittenlosigkeit durchwühlt gewesen war. Bei dem ersten Versuche, dies Sodom zu reinigen, war Calvin vertrieben worden; desto durchgreifender war seine Reform bei seiner Wiederberufung. Er schaltete nun als griechischer Nomothet und christlicher Reformator zugleich. Luther hatte sich mit seiner Reformation, wie das Christenthum in seinem Entstehen, dem Staate gegenüber im Geiste des Evangeliums mehr leidend verhalten und die Kirche schließlich in die Obhut des Staats gegeben, Calvin aber gestaltete Kirche und Staat zugleich um, in dem theokratischen Geiste des alten Gesetzes, des Judaismus, was das durchgreifende Unterscheidungszeichen des Calvinischen von dem Lutherischen Geiste ist.

Aristokratischer Charakter der Calvinischen Kirchenreform.

Bei dieser Vereinigung von Staat und Kirche sorgte Calvin, jedem seine eigene Sphäre anzuweisen, seine eignen Rechte zu erhalten; geistliche und weltliche Gerichtsbarkeit und Strafmittel, Censur und Richterspruch waren scharf geschieden; aber freilich begründete die verbundene geistliche und weltliche Aufsicht eine furchtbare Zucht und jene Beschränkung der Einzelnen im Glauben und Denken, in äußerer und innerer Sitte, die in Genf selbst so bald zu den grausamen Beispielen blutiger Unduldsamkeit führten. Dabei gab es keine volksthümlichen Einrichtungen, die den staatlichen und censorischen Gewalten eine freisinnige Wage gehalten hätten. Der kleine Rath, bei dem die eigentliche bürgerliche Gewalt war, und das Consistorium (die aus Laien und Geistlichen zusammengesetzte Behörde, der jene censorische Oberaufsicht oblag, durch welche sie eigentlich den Staat theokratisch beherrschte,) ergänzten sich selbst, ganz nach der aristokratischen Norm, die durch alle schweizerischen und niederländischen Städteverfassungen durchging. Die freieste Einrichtung in der calvinischen Kirche war die presbyteriale Verfassung, die aus Laien und Geistlichen gemischte Kirchenversammlung. Ihr stand die Auslegung der Schrift, die Bestimmung über das Glaubensbekenntniß zu. Der demokratische Charakter dieser Versammlungen erschreckte mehr als alles Andere das katholische Frankreich, als die calvinische Lehre sich dort niederließ. Dennoch ruhte auch diese Versammlung auf demselben aristokratischen Grunde; die beiden Laien, die Aeltesten (Presbyter), mit denen jeder Prediger auf den Synoden der französischen Calvinisten erscheinen mußte, waren von dem Consistorium aus dem Volke gewählt und nur ein Veto war der Gemeinde vorbehalten. — Den gleichen aristokratischen Charakter behauptete der Calvinismus auch in den Niederlanden, wo er zwar durch Entstehung und Parteistellung ganz auf die demokratische Seite geschoben schien. Fanatische Auswanderer aus Deutschland und Frankreich hatten

ihn hier unter der spanischen Herrschaft zuerst gepredigt, die grausamen Verfolgungen und Kriegsscenen hatten die Eiferer unter Geistlichkeit und Volk noch fanatischer gemacht, ihre Unduldsamkeit war es, die die Abtrennung Belgiens verschuldete. Dieser Geist des Volks ward, wie sich die Republik erst geordnet hatte, von dem Patriciat nicht getheilt. Als die berühmten Arminianischen Streitigkeiten den Staat in schroffe Parteien zerrissen, standen die städtischen Optimaten auf der Seite der für alle späteren Fortschritte in der reformirten Kirche bedeutsamen Arminianischen Lehre, in der die Härte des calvinischen Dogma's von der Gnadenwahl nach dem natürlichen Gefühle der Freiheit gemildert war. Bildung und Duldsamkeit, Handelsrücksichten und Weltverkehr, der politische Grundsatz, daß die Kirche unter der Staatsgewalt stehen müsse, zog das Patriciat auf diese Seite; für den strengen Calvinismus kämpften die Geistlichen, die die Kirche vom Staat unabhängiger wollten, das Volk, das ihnen blind folgte, die belgischen Einwanderer ohne Bürgerrecht, die natürlichen Gegner der Aristokratie. Des Statthalters Macht und Gewalthaberei gab auf der Dortrechter Synode (1618) den Ausschlag für die demokratische Seite gegen die Arminianer. Aber kaum war nun die calvinische Partei Sieger, so erlag sie der Uebermacht der politischen Verhältnisse: sie hielt das Staatssupremat über die Kirche aufrecht, das die Aristokraten immer verfochten hatten, und mit ihm die Kirchenordnung von 1591, die von eben dieser Aristokratie ausdrücklich gemacht war, um die Anstellung der Geistlichen und dadurch die Kirche in ihrer Hand zu haben. Vielleicht ist es gestattet, in dem Kern der calvinischen Lehre selbst dasselbe aristokratische Princip zu erkennen, auf das wir in den Verfassungen hindeuten. Die fatalistische Lehre („decretum horribile"), nach der mit Gottes allschöpferischer Voraussicht nothwendig eine Wahl verbunden gedacht wird, kraft der er die Menschen nach seiner Gnade oder

Willkühr zu ewigem Heil in sein himmlisches Reich berufe oder davon ausschließe, ohne Rücksicht auf ihr Verdienst und Verhalten, stieß damals nur die wenigen menschlich-milden Naturen, die Arminius, Melanchthon, Bolsec und ihren Anhang ab; sie empfahl sich dagegen der herben Sittenstrenge und dem astrologischen Hange einer abergläubischen Zeit; sie empfahl sich ihr aber auch durch ihre natürliche Verwandtschaft mit jenen herrschenden Staatseinrichtungen, wo zu der Würde und Macht im irdischen Staate nur die oberste Gewalt nach ihrer Gunst und Willkühr nur die Berufenen zuließ. Geht man auf den Neubegründer dieser Augustinischen Lehre, auf Calvin selber zurück, so erklärt sich aus seiner persönlichen Natur sowohl ihr aristokratischer Charakter, als auch die conservative Festigkeit, mit der er auf ihr, wie Luther auf seiner Abendmahlslehre, bestand. Calvin war schon durch seine Schule, durch seine klassischen und juristischen Studien, durch die Verstandesschärfe in seinen Schriften mehr als der Volksmann Luther den höheren gebildeten Ständen zugeneigt. Er wandte sich anfangs mit seiner Reform an die Höfe von Frankreich und Ferrara, und war alsdann in steter Verbindung mit den französischen Großen, eine Zeit lang im Verkehr mit dem polnischen Adel; und bekanntlich war es in Frankreich und Schottland wesentlich der Adel, der der Calvinischen Reformation Eingang verschaffte; das niedere Volk in Frankreich hing der Messe fortwährend an. In geschichtlichen Dingen hellsehend war Calvin nicht besonders eingenommen für Eine Staats- und Regierungsform. Wie scharf er sich gegen die unumschränkte Gewalt der Fürsten erklärte, so theilte er doch keineswegs die Ansicht von dem Widerstandsrechte des Volks gegen die Obrigkeit, wie sie nachher von calvinistischen Lehrern ausging. Er war in dieser Frage ganz so vorsichtig, wie Luther. Und als in Frankreich die Edlen unter Franz II. über die Ergreifung der Waffen beriethen, hielt man genau die deutschen Vor-

gänge bei den Verhandlungen über den schmalkaldischen Bund als Richtschnur ein; und Calvin persönlich war noch abgeneigter, die Frage im Sinne der Juristen zu entscheiden, als Luther, der den Widerstand nur spät, nur ungern, nur den Reichsständen, nur in Glaubenssachen, und nur im Hinblick auf die ausdrücklichen Schriftworte zugestanden hatte: man müsse Gott mehr gehorchen, als den Menschen.

Demokratische Elemente des Calvinismus.

Wenn Calvin in seinen dogmatischen Ansichten nicht freier und nicht minder conservativ, in seinen politischen Ansichten nicht weniger gemäßigt als Luther war, so lag gleichwohl in seiner Reform weit mehr als im Lutherthum die Anlage, kirchlich und politisch den nächsten Schritt vorwärts zu thun zur demokratischen Fortbildung der protestantischen Ideen. Im Kirchlichen that die einfache Liturgie dem demokratischen Hang zur Folgerichtigkeit mehr Genüge; die Verfassung bot sich zu freierer Entwickelung dar; die unduldsame Haltung gegen die alte und jede neue Irrlehre zog die angriffslustigen kühnen Geister an, die sich nicht wie die Lutheraner mit Duldung begnügten, die vielmehr selbst herrschen wollten. Im Politischen war für die fortschreitende freiere Richtung das allein entscheidend, daß die schweizerischen Kirchenverbesserer den Zweck der politischen Reform mit dem der kirchlichen verbanden. Der deutsche Reformator wußte, daß auch in Deutschland das weltliche Regiment eines Luthers bedurfte, aber er fürchtete, es möchte einen Münzer finden, und rieth daher von diesem Zwecke abzustehen. Ganz anders Zwingli, der Vorläufer Calvins, der es in seiner soldatischen und praktischen Natur von Anfang an auf eine Umbildung der Eidgenossenschaft absah; ganz anders Calvin, den seine Rechtskunde vielleicht mehr zum Staatsmann, als seine plötzliche innere Erleuchtung zum kirchlichen Reformator berief. Sobald auf diese Weise der Calvinismus den Staat wie

die Kirche zu seinem Ziele nahm, trug sich jener Geist der Folgerichtigkeit und Unduldsamkeit von selbst auf die politischen Dinge über. Durch diesen Radicalismus waffnete er den vereinigten Eifer der kirchlichen Absolutie in Rom und der weltlichen des Monarchismus gegen sich. Die ganze Unduldsamkeit jenes Caraffa (Pauls IV.) wurzelte erst in seinem Eifer gegen die Calvinisten recht fest. Und der Absolutismus in Frankreich und Oesterreich stellte sich als ein Gegenschlag dar gegen die republikanischen Regungen in den französischen Städten und gegen die Gelüste, die sich in Oesterreich Anfangs des 17. Jahrhunderts regten, die Verfassung der Schweiz und der Niederlande anzunehmen. Misgeschick und versagte Erfolge, die dieser Widerstand für die calvinische Reform im Westen zur Folge hatte, verbitterten ihre Anhänger wieder desto tiefer. Zwingli hatte sich frühe vermessen, im Trotz gegen Luther, im Vertrauen auf die Vernünftigkeit seiner Lehre, Hispanien, Frankreich und England auf seiner Seite zu haben; und eben auf diese Lande, wohin der tiefere Klang von Luthers deutscher Rede nicht drang, warf sich auch Calvins Anhang als auf sein Loos. Allein Zwingli befestigte durch seinen Eifer gerade den Katholicismus in der Hälfte der Schweiz, wie die Calvinisten durch den ihren in der Hälfte der Niederlande thaten. Spanien ward von der Reformation gar nicht erreicht, in England und Frankreich verfehlte der Calvinismus in verschiedener Weise seinen Zweck, und auch dies wesentlich durch den grellen Stoß, mit dem er durch seine Zucht auf die Sitten, durch seine Kirchenverfassung und seine politischen Grundsätze auf die staatlichen Ordnungen, durch alle drei und seine Lehre auf den Papismus stieß. Diese Folgen belegen es deutlich, wie sehr das große Werk der Reformation einer langsamen Reife bedurfte. Die freiheitliche Richtung des Calvinismus drang in den Zielen und eilte in der Zeit zu weit vor, und dies forderte die allgemeine und durch

ihre Allgemeinheit furchtbare Reaktion des Katholicismus gleichsam heraus, die sich von Pauls IV. Erhebung auf den päbstlichen Stuhl an bis zum 30jährigen Kriege über die ganze von der Reformation erreichte Welt ausbreitete, und jetzt den Fortschritt zu ihren demokratischen Entwickelungen gewaltsam abzuschneiden drohte.

Allgemeine Reaktion des Katholicismus.

Die römische Curie, als sie noch an dem freieren Charakter der Mediceischen Zeiten Theil hatte, als sie noch dem Lutherthume allein gegenüber war und den Vortheil fürchtete, den Karl V. aus dem kirchlichen Zwiespalte zog, hatte einen fehlgeschlagenen Versuch gemacht, sich mit dem Protestantismus zu vergleichen. Sobald der Calvinismus, der unversöhnliche, im Norden Europa's im 6. und 7. Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts die reißendsten Eroberungen machte, sobald das Pabstthum an Philipp II. eine unerschütterliche Stütze hatte und an den protestantischen Spaltungen in Deutschland, Niederland und England einen Bundesgenossen erhielt, entschied sich nun erst der ganze schroffe Gegensatz der beiden Bekenntnisse. Die römische Curie und Kirche, Leben und Zucht, Grundsätze und Lehre erlitten eine Reformation in sich selbst, nicht in dem hellen Charakter italienischer und deutscher Humanistik, sondern in dem finstern, mönchischen Geiste des spanischen Zelotismus. Mitten in diesem Geiste war die Politik der spanischen Könige, war die Inquisition und der Jesuitenorden empfangen und geboren; dies wurden die drei furchtbaren Werkzeuge, mit denen man das Ansehen des Pabstthums herstellte, die Fortschritte der Reformation von den romanischen Landen abdämmte und dann den abgefallenen Theil der Christenheit mit geistigen und physischen Gewalten wieder zu erobern trachtete. In Einem großen Zuge der ausdauerndsten und rücksichtslosesten Reaktion trieb der päbstliche Hof seit der angegebenen Zeit Spanien zu den Gewaltmitteln gegen die Niederlande; jauchzte der

Bartholomäusnacht zu; ließ die Jesuiten das Werk ihrer Propaganda an allen den Stellen betreiben, wo der Protestantismus in romanischen, halbgermanischen, slavischen Gebieten, in Frankreich, Belgien, Oesterreich, Polen unbefestigt in den Gemüthern war; schürte von Elisabeths bis zu Karls I. Zeit den Haß Spaniens gegen England, die wichtigste und schwersterreichbare Stütze des Protestantismus; faßte die bairischen Herzoge bei ihrem Eigennutz und die geistlichen Fürsten bei ihrem kirchlichen Eifer, um die große deutsche Restauration einzuleiten, die nachher der gelehrige Ferdinand II. ausführen wollte. Der ganze Vortheil eines einheitlichen Mittelpunktes der Leitung und des Antriebs entwickelte sich in diesen Reaktionen der protestantischen Zerklüftung gegenüber; und es ward auf der einen Seite die Störung nöthig, die Frankreichs politisches Sonderinteresse in diese Einheit der katholischen Welt brachte, um die protestantische Sache in Deutschland zu retten, und auf der anderen Seite das ganze Aufgebot der demokratischen Kräfte des Protestantismus, um ihn in England zu erhalten. Wir unterscheiden in dem Zeitpunkte der kritischen Höhe der katholischen Reaktion (in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts) drei Momente, die ihren endlichen Verlauf in großen Zügen charakterisiren. Sie traf Frankreich, Deutschland und England in verschiedener Weise und nahm in jedem der drei Lande einen andern Ausgang. In Frankreich führte sie seit Richelieu zu gesteigertem fürstlichem Absolutismus und in Folge dessen zum Rückgang und Ausgang des Protestantismus. In Deutschland bedrohte sie im 30jährigen Kriege die im 16. Jahrhunderte geschaffenen paritätischen Ordnungen in Reich und Kirche und endigte mit ihrer Herstellung und mit dem Stillstande bei diesen Ordnungen. In England rief sie unter den Stuarts den Widerstand aller protestantischen Sekten auf und führte in einem starken Rückschlage zur

demokratischen Umgestaltung des Staates und der Kirche durch die Puritaner.

Der Protestantismus in Frankreich ist eine vorübergehende Erscheinung gewesen; wir berühren seine Schicksale überhaupt nur im Allgemeinen, und an dieser Stelle um so mehr nur vorübergehend, weil wir zunächst den Weg der Reformation durch die germanischen Nationen verfolgen. In Frankreich stieß die neue Lehre von Anfang an feindlich auf die königliche Absolutie, die dort länger und stärker vorbereitet war als irgendwo sonst. Franz I. hatte in dem Protestantismus mit argwöhnischem Scharfsinn ein Streben nach dem „Umsturz aller göttlichen und menschlichen Monarchie" gesehen; er und seine Nachfolger widersetzten sich ihm daher mit Feuer und Schwert. Die Geschichte der Protestanten in Frankreich, ehe sie eine politische Partei ausmachten, ist dadurch eine Märtyrergeschichte geworden; sie durchläuft dann eine Reihe schauderhafter Bürgerkriege, um zuletzt nach längerem Frieden den Märtyrertod der neuen Kirche zu erzählen. Auch dieser letzte Ausgang ward durch die Bigotterie des königlichen Despotismus über die Protestanten verhängt. Doch läßt sich nicht leugnen, daß über ein halbes Jahrhundert lang, während der Kämpfe um seine Existenz, der Protestantismus auch mit einem größeren, nationalen Interesse in Frankreich in verderblichen Zusammenstoß gerathen war. Wir werden später noch näher anführen, wie sehr der Calvinismus die Staatseinheit hier gefährdete, einen Besitz, den die langen Arbeiten des absoluten Königthums der Nation eingetragen hatten, und den wieder aufzuopfern weder in ihrer Neigung, noch in ihrem Vortheil lag. Im Streite mit diesem großen Staatsinteresse verlor aber der Protestantismus an innerem Werthe und Heinrich IV. lernte, nur in anderer Weise als Katharina von Medicis und Karl V., die Glaubenssachen als Mittel zu andern

Siegreiche Reaktion gegen den Protestantismus in Frankreich.

Zwecken ansehen; er mußte dem unversöhnlichen Haß aller großen Reichskörperschaften und der Stadt Paris gegen die provinzialen Tendenzen der Hugenotten nachgeben; selbst die protestantischen Prediger hatten die Klugheit, den König zur Rückkehr in die katholische Kirche zu bestimmen. Es kam hinzu, daß der Calvinismus durch die lästige Strenge seiner Sittencensur bei den Großen an Reiz verlor. Er schien für die ehrenfeste bürgerliche Aristokratie, die mit dem Volke einerlei Sitte und Beschäftigung theilte, mehr geschaffen als für den Geburtsadel, der sich bald nach den Herrlichkeiten des Hofes zurückzog. Sobald sich aber die höhere Gesellschaft dem Calvinismus ferner stellte, geschah hier, was sich auch in England schon vorbereitete: auf das Volk zurückgedrängt, entfaltete er schnell seine demokratischen Anlagen, die alles Regiment in Schrecken versetzten. Im Edikt von Nantes erzwangen sich (1598) die Protestanten das Recht, kirchliche Synoden und weltliche Kreisversammlungen zu jeder Zeit, an jedem Ort, ohne jede Genehmigung zu halten, Fremde zuzulassen und fremde Versammlungen zu beschicken, ohne irgend eine Erlaubniß einzuholen. Dies waren unhaltbare Rechte, die die Katholiken selbst nicht besaßen; gegeben oder genommen unterhielten sie Mistrauen und Spannung im Lande. Das Mistrauen wuchs, als der milde Heinrich IV. starb, und der Hof nun in verwandtschaftliche Verbindungen mit Spanien trat und eine veränderte Politik gegen die Protestanten einzuschlagen schien. Sie hatten langeher eine abgesonderte Macht gebildet, mit der man wie mit einem fremden Staate unterhandelte. Sie hatten ihre eignen Waffenplätze, von wo aus sie zur See dem protestantischen England, zu Land der Pfalz die Hand reichen konnten. Die Pfalz war schon im 16. Jahrhundert einmal zum Bundeshaupt über Frankreich ausersehen gewesen; wie viel gefährlicher ward dies unter Ludwig XIII., als der Pfalzgraf im Begriffe war, sich die böhmische Krone aufzu-

setzen, da Oesterreichs Stern ganz zu erbleichen schien, da die Kaiserkrone auf das ehrgeizige pfälzische Haus übergehen konnte, und eine in Böhmen geglückte Revolution für die Protestanten in Frankreich das Signal geworden wäre zu einer neuen Erhebung, die dem Lande nur eine neue Anarchie eingetragen hätte. Es war daher nicht zu verwundern, daß Richelieu, als er Ludwig XIII. und Frankreich zu beherrschen begann, dem Könige die Protestanten als die gefährlichsten Thron- und Landesfeinde darstellen konnte, deren politische Macht, deren kriegerische Befestigungen und fremde Verbindungen er nun mit Gewalt niederwarf. Ihre Religion ward von ihm nicht beeinträchtigt. Doch bahnte er dem Regierungssystem den Weg, unter dem sie von Ludwig XIV. in Frankreich wieder vertilgt werden sollte.

Gehemmte Reaktion gegen den Protestantismus in Deutschland.

In Deutschland war das Volk gewöhnt worden, sich bei allen kirchlichen Bewegungen passiv in Bezug auf den Staat zu verhalten; der unruhige staatsgefährliche Geist des Calvinismus verleugnete sich gleichwohl auch hier nicht, äußerte sich aber höchst charakteristisch nur in monarchischer Sphäre, wohin er sich aus den Berührungen mit Frankreich verpflanzte. Es war hier in dem unvollkommenen Religionsfrieden der Keim einer neuen Zwietracht zurückgeblieben. Aus dem Grundsatze der katholischen Kirche, daß geistliches Gut unveräußerlich, Bischöffe und Capitel nur die Verwalter der kirchlichen Güter seien, hatten die Katholischen den sogenannten geistlichen Vorbehalt durchgesetzt, wonach jeder Bischoff und Prälat durch den Uebergang zum Protestantismus seine Stelle verwirkte. Der Versuchung, daß sich die geistlichen Fürsten zu weltlichen und erblichen Herrn machten, ward so vorgebeugt. Diesem Vorbehalte war im Laufe der Zeit hier und da entgegengehandelt worden. Die katholischen Stände verlangten die Zurückgabe der so entzogenen Güter, die protestantischen

rüsteten für ihren Besitzstand. Die große Spannung, die über diese Verhältnisse herrschte, würde gleichwohl vorübergegangen sein, wenn nicht das pfälzische Haus durch seine guelfische Politik Oesterreich zu einem Kampfe um seine Existenz herausgefordert hätte, grade wie die protestantischen Großen in Frankreich durch Gefährdung der Staatseinheit das Königthum zu einem Kampfe der Selbsterhaltung zwangen. Die Pfalzgrafen waren mit den französischen Hugenotten in fortwährenden Beziehungen gewesen; sie unterhielten Verbindungen mit den verwandten Oraniern und Stuarts; sie nahmen in calvinischem Eifer Theil an allen Bewegungen des Protestantismus in Europa, ließen ihre Prinzen in Frankreich und Niederland mitkämpfen, und nährten in ihrem Haus den Gedanken einer großen Verbindung zur Förderung der calvinischen Reformation. In Heinrichs IV. großen, Oesterreich feindlichen Planen spielte die Pfalz an der Spitze der protestantischen Union (1608) eine bedrohliche Rolle. Aber selbst als mit Heinrichs Tode den protestantischen Hoffnungen ihr bester Kern ausgebrochen war, stand noch 1618 alles für Oesterreich auf dem Spiel, als die Familienglieder des Hauses unter sich im Bruderkriege, die Protestanten in Oesterreich zum Abfalle reif, die Böhmen in offner Empörung waren und ihre Krone dem Pfalzgrafen anboten, während zugleich Ungarn einen Prätendenten hatte. Damals konnte die Pfalz den Plan fassen, der noch zur Zeit des westphälischen Friedens die energischen Köpfe Deutschlands bewegte, wie in unserer Zeit wieder, Oesterreich nicht nur aus der Kaiserwürde sondern auch aus dem Reich zu drängen, und Sully befürchtete damals das Aeußerste für dieses Haus, wenn nicht bald ein tapferer und staatskluger Kaiser aus ihm entspringe, der das Reich und seine Glieder zu vereinigen wisse. Soweit reichte weder die Tapferkeit der Ferdinande noch ihre Staatskunst. Sie ging nicht weiter als bis zu der von Karl V. ererbten Arglist und Ge-

walttthätigkeit, mit der man erst die Unentschlossenheit der hauptlosen protestantischen Fürsten, die Spaltung und Eifersucht zwischen Sachsen und Pfalz, zwischen Lutherthum und Calvinismus benutzte, um die protestantische Union zu sprengen, dann die kleinen Feinde einzeln niederwarf und nun, statt durch Duldung zu versöhnen, statt durch Freiheit zu vereinigen, durch eine grausame und bigotte Benutzung des Siegs das eigne Werk zerstörte, wie Karl V. gethan hatte. Als der Kaiser den Protestantismus in der Pfalz, in Böhmen, in Oesterreich unterdrückte, im Restitutionsedikte von 1629 die Reformirten von der kirchlichen Duldung ausschloß und die Herausgabe aller seit dem Religionsfrieden eingezognen katholischen Kirchengüter befahl, was einen 70jährigen Besitzstand angriff und fast jeden Reichsfürsten mit Verlust an Land und Einkünften bedrohte, so zeigte dies wohl die Absicht an, den Protestantismus ganz zu vernichten, den Ferdinand wie Richelieu und wie die Stuarts Hand in Hand mit Aufruhr und Anarchie gehen sah. Und ebenso ungezwungen ließ sich auf eine Wiederaufnahme der politischen Plane Karls V., auf ein Streben nach Staatseinheit und erhöhter Kaisergewalt aus den weltlichen Maaßregeln schließen, die der Kaiser ergriff. Die Reichstage ließ er eingehen; er setzte Reichsfürsten willkührlich ein und ab; an die Reichsordnungen erklärte er sich, wie ein unumschränkter Fürst, nicht gebunden; über die Reichsgerichte setzte er sich hinweg; er legte dem Reich in wenigen Jahren Lasten auf, wie sie die Kaiser in hundert Jahren früher nicht gezogen hatten. Nicht genug, daß er wie Karl V. spanische Truppen ins Reich führte, er unterhielt auch, was frühere Zeiten nie gesehen hatten, ein großes kaiserliches Heer auf Reichskosten, besetzte mit ihm wie ein Alleinherrscher die festen Plätze und stellte an ihre Spitze jenen Wallenstein, der wie Stein 1813 mit Fürsten und Churfürsten am liebsten ein Ende gemacht und Eine Monarchie hergestellt hätte.

Dies bewirkte die erste Ebbe von Oesterreichs Glück. Es zerriß das enge Band zwischen dem Kaiser und der katholischen Ligue, während gleichzeitig der Einschritt Schwedens erfolgte, damals dem letzten protestantischen Lande, von dem noch Rettung gehofft werden konnte, nachdem noch kurz vorher auch in ihm die katholische Reaktion einen Versuch gemacht hatte, an dem sie gescheitert war. Später wirkte der gewaltsame Gegenschlag der englischen Republik gegen den großen Zug dieser Reaktion mit, das Ende des deutschen Kriegs und einen dem Protestantismus günstigen Ausgang zu beschleunigen. Der Augsburger Religionsfrieden ward im westphälischen Frieden bestätigt und auf die Reformirten ausgedehnt, die Landeshoheit der Reichsstände wurde anerkannt und erweitert, die kaiserliche Macht noch einmal verringert, die Reichsverfassung so in sich gelockert, daß sich von da an ihre Auflösung innerlichst vorbereitete. Dieser Ausgang war dazu nicht mehr blos mit Deutschlands eigner Macht erkämpft, wie unter Karl V.; die Schwächung des österreichischen Einflusses war mit der Stärkung des Einflusses der ausländischen Helfer und mit der Vergrößerung ihrer Macht auf deutsche Kosten erkauft. Millionen von Einwohnern gingen dem Reich an Schweden und Frankreich verloren; die Losreißung der Schweiz und der Niederlande mußte anerkannt werden. Man schalt den Kaiser den Verringerer des Reichs (augustus ab augustando, non augustus ab augendo); gleichwohl war das eingefressene Mistrauen zwischen Reich und Oesterreich so groß, daß bei dem stärksten Widerwillen gegen die fremden Eroberungen eine Verbindung zwischen Kaiser und Reich nicht zu Stande kommen konnte. Dieser Ausgang ist beklagenswerth; und am meisten dann, wenn man sich nur bessere Möglichkeiten vorstellt; er wird erträglich, wenn man sich die schlimmeren Wahrscheinlichkeiten, die in der Zeit lagen, vergegenwärtigt. Wenn die staatenbündische Reichsordnung und deutsche Zerthei=

lung, die durch das Herkommen in der Nation gewurzelt war, damals nicht durch neue Verträge wäre gefestigt, der neue Glaube nicht durch die Ermüdung in fruchtlosen Kämpfen in seinen Rechten wäre erhalten, die Nebenbuhlerei Frankreichs gegen Oesterreich nicht neu wäre geweckt worden, so hätten die Erfolge Ludwigs XIV. in Staat und Kirche Oesterreich zu neuen Versuchen der politischen und religiösen Einherrschaft in Deutschland gespornt. Deutschland hätte mittelbar durch Oesterreich den despotischen Einfluß der französischen Politik, nicht unmittelbar in seinen kleinen Staaten den freien Einfluß der französischen Literatur erfahren; es hätte mit Oesterreich einen einheitlichen Gang, aber nothwendig den Rückgang getheilt, der in Oesterreichs innerem Stillstande gelegen war, während die neue geistige Bildung des 18. Jahrhunderts, die nach Oesterreich wenig Eingang fand, dem getheilten Deutschland eine gänzliche Verjüngung seines nationalen Lebens verhieß.

Besiegte Reaktion gegen den Protestantismus in England.

Ganz die ähnliche dem Katholicismus günstige Reaktion, die seit Heinrichs IV. Tode in Frankreich und Deutschland Statt hatte, rief der Calvinismus auch gleichzeitig in England hervor. Auch England war durch seine Reformation in fortwährende Collisionen mit den katholischen Mächten gekommen und wurde durch sie auf den Weg seiner Größe gerissen. Es war unter den bürgerlichen Tudors, wie alle germanischen Staaten, ganz auf innere, friedliche Entwickelung gestellt, aber schon die zufällige Einführung der Reformation unter den sinnlichen Launen Heinrichs VIII. führte zufällig auch (durch die Ehescheidung von der spanischen Katharine) zu einer Spannung mit Spanien, das seitdem nicht aufhörte, mit Intriguen, mit Heirathsplanen, mit Krieg und Gewalt England nachzustellen, wie es Frankreich nachstellte. Der römische Stuhl wetteiferte in dieser Feindseligkeit mit den spa-

nischen Fürsten und die Päbste von Pius III. bis Urban VIII. übersahen keine Gelegenheit, ihren Haß gegen England zu schüren. So lange nun Spanien zu fürchten war, behielt die Reformation in England ihren monarchischen Charakter. Es hatte sich aber dieser fürstlichen Reform gleich Anfangs eine volksthümliche gegenübergestellt, die von Heinrich VIII. gewaltsam niedergehalten, unter Eduard VI. durch einige dogmatische Zugeständnisse im Geiste der lutherischen Lehre zu beschwichtigen gesucht ward. Wie dann die Königin Maria den Katholicismus herstellte, flüchteten viele englische Protestanten nach Deutschland und der Schweiz, nahmen hier calvinische Grundsätze an, sogen einen Widerwillen gegen die prunkhafte englische Liturgie und Prälatie ein, und es ward nun „die Reform der Reformation" bei Vielen ein Loosruf, nachdem mit Elisabeth die Herrschaft des Protestantismus zurückgekehrt war. Knox reformirte Schottland ganz im calvinistischen Sinne. Von diesem festen Anhalt im Nachbarlande aus gingen nun die puritanischen und presbyterianischen Grundsätze in England ein und verdrängten besonders in der Volksschichte der Kaufleute und kleinen Grundbesitzer die bisherigen lutherischen Ansichten. Die demokratischen Staatsideen kamen auch hier in ihrem Gefolge. Die weitgreifenden Geister, die Puritaner, jene Flüchtlinge und Verfolgten hatten aus Genf den theokratischen, alttestamentlichen Eifer mitgebracht und waren durch Leiden gereizt und meuterisch geworden; dem Kirchenprunke feind, wurden sie auch dem Hofprunke gram; ihre Abneigung gegen die äußere Conformität, die ihnen der Staat aufzwang, trug sich auf den Staat, ihr Haß gegen den römischen Pabst auf den neuen englischen auf dem Königsthrone über. Sie wollten in Staat und Kirche statt der monarchischen Regierung des Bischoffs und Königs die volksherrliche Gewalt der Synode und des Parlaments, sie wurden aus Monarchisten Republikaner. So lange Elisabeth lebte, hielten die

Puritaner an sich, aus Rücksicht auf die Fürstin, die mit ihnen persönlich unter dem Katholicismus gelitten, den Staat nach außen gegen Papismus und Hispanismus geschützt und die Reformation und die Freiheit der Niederlande in enger Verbindung mit Heinrich IV., der sie sein „zweites Ich" nannte, erhalten hatte. Die Königin ihrerseits aber theilte ganz den instinktiven monarchischen Widerwillen gegen diese politisch-religiöse Sekte, der die Fürsten des Festlandes damals durchdrang, und den die Stuarts nach ihr auf die Spitze trieben. Unter Jakob I. fühlte sich die englische Hochkirche zuerst in ihrer Unabhängigkeit von Rom und ließ die Puritaner wetteifernd mit dem Königthum ihr Uebergewicht fühlen; die Bischöffe spiegelten sich in dem göttlichen Ursprung des Episkopats, wie der König in dem der fürstlichen Gewalt und in der Alleinverantwortlichkeit vor Gott. Diese Lehre, die alle Verträge und Eide zum Spott machte, war den Puritanern eben so sehr ein Greuel, wie der ganze Bund zwischen dem Könige und der Hochkirche, ihrer „ephesischen Göttin." So ging auch unter Karl I. die Absolutie in Kirche und Staat, die Gewaltsamkeit von Erzbischoff (Laud) und Minister (Strafford), die geistliche und weltliche Inquisition und Gerichtswillkühr Hand in Hand. Der König ließ hier das Parlament eingehen, wie der deutsche Kaiser die Reichstage, und verletzte die Landesgesetze, auch die er selbst gegeben hatte, mit derselben planmäßigen Hinwegsetzung wie Ferdinand im Reiche. Wie dieser mit Umgehung der Reichstage durch die einzelnen Kreisversammlungen auf einem Umwege zur willkührlichen Besteuerung schritt, so Karl durch das Schiffgeld. Und an beiden Orten zielte dies auf den Unterhalt eines stehenden Heeres, das jeden Widerstand ersticken sollte. Aber so wie in Deutschland der Angriff auf die Religion in dem Restitutionsedikte das Zeichen zum Umschlag gab, so auch hier. Als Laud die Dissenters unterdrückt hatte, sollte nun in Schottland die

Liturgie abgeschafft, der Calvinismus in seiner stärksten Feste angegriffen werden. Dies entschied den Aufstand Schottlands und den Widerstand des aus Noth berufenen Parlaments. Wäre damals, als die republikanische Partei, die Independenten, noch sehr im Hintergrunde standen und im Parlament die gemäßigte presbyterische Partei die Oberhand hatte, die Krone bei ihrer ersten Nachgiebigkeit geblieben, so hätte England eine staatlich-kirchliche Reform erhalten ohne Revolution und Reaktion. Die willkührlichen Gerichte wurden damals aufgehoben, die Habeascorpusakte gesichert, die Steuern von der Bewilligung des Parlaments abhängig gemacht, die Forstgesetze verbessert und andere Rechte des normännischen Feudalismus, die Abzeichen der Fremdherrschaft und Eroberung, die Belastungen des Besitzthums abgestellt. Dem entsprach die Veränderung in der Kirche. Schottland ward auf seinen alten Fuß gesetzt und in England ein ähnlicher Zustand eingeführt, wie er noch jetzt in Schottland ist; die Synodalverfassung statt der bischöfflichen, die presbyterische Liturgie statt der hochkirchlichen. Allein so leichten Kaufs werden so große Veränderungen den Völkern nicht erworben. Es erfolgte ein neuer Bruch zwischen Parlament und König, und nun ging die republikanische Flut über die gemäßigte Partei hinweg. Die europäische, katholisch-absolutistische Reaktion ward hier in dem Augenblicke (1642) von einem gewaltigen Gegenschlage bedroht, als Oesterreich in Deutschland unterlag und Richelieu, der starke Begründer der königlichen Allgewalt in Frankreich, starb.

Demokratische Umgestaltung des Staats u. der Kirche von England.

Jetzt schien in England die Zeit gekommen zu sein, wo die demokratische Entwickelung des Protestantismus Boden greifen, die Ideale der Wiedertäufer, das Reich der Vernunft in Staat und Kirche verwirklicht werden sollte. Es fehlten die feurigen Geister nicht, die sich damals hoffend vorstellten, es würden sich alle

Nationen der Erde von den Säulen des Herkules bis zum indischen Ocean erheben, um die verlorene Freiheit wiederzugewinnen, die das Inselvolk durch die Welt breiten werde, eine edlere Pflanze, als die Triptolemus von Land zu Lande trug. Mit dem Könige, der kein Gesetz heilig hielt, war nach den strengsten Grundsätzen der Verantwortlichkeit vor dem Volke verfahren worden, und ein Mann wie Milton, von wahrhafter Frömmigkeit und ächtester Bildung, wagte dies laut zu rechtfertigen. Die Republik ward eingeführt. Sie kam unter Cromwell's monarchischer Haltung und der Militairherrschaft seines Heers zu keiner festen Gestalt. Was die grundsätzlichen Republikaner, die sich am Geist des Alterthums genährt hatten, in Uebereinstimmung mit den fanatischen Gleichmachern im Volke, aus ihr zu machen strebten und bei ihrer Fortdauer aus ihr gemacht haben würden, ist für die Beobachtung der instinktiven Wirkungen des deutschen Volksgeistes und der stufenmäßigen Fortbildung der germanischen Staatsideen außerordentlich merkwürdig. Unter diesen Republikanern hatte Milton dieselben Zustände für England in Aussicht genommen, die die ausgewanderten Freiheitsmänner, nachdem sie in England an einem sechshundertjährigen Bestande gescheitert waren, in Amerika später verwirklichten. Das „westliche Rom" sollte nach seinen Planen der Welt ein größeres republikanisches Beispiel geben als die Niederlande, und sollte es leichter können, seit ihm nach Cromwell's Tode von keinem Haus Oranien ein monarchischer Rückfall mehr zu drohen schien. In der neuen Republik sollte die christliche Gleichheit Aller wirklich werden, aller Ständeunterschied aufhören, die Vorrechte dem Verdienste weichen, der übergroße Grundbesitz (die normännische Sklaverei, die eines agrarischen Zaumes bedürfe) abgestellt, das harte Pachtsystem erleichtert werden. Und wie die Wiedertäufer verlangt hatten: es sollte für den besseren Lebensunterhalt des Volkes Rath geschafft werden

durch Fürsorge für Manufakturen und Handel, durch eine freiere Ordnung in Benutzung von Flüssen und Seen, von Forsten und Weiden. Die Selbstregierung in Gemeinde und Grafschaft galt als ein wesentliches Prinzip der neuen Freiheit, damit in Verwaltung und Rechtspflege Niemand von entfernten Stellen abhänge. Ein parlamentarischer Senat, auf Lebenslänge gewählt oder mit theilweiser Rotation, sollte an der Spitze des Staates stehen; die vereinigten Vertreter aller Grafschaften aber sollten in ihrer Mehrheit gegen die allgemeinen Gesetze des Senates Einsprache erheben können, ohne sich wie in Holland einzeln denselben entziehen zu dürfen. Es sollte nicht wie in den Niederlanden eine Verbindung von vielen Souveränetäten in Einer Republik, sondern von vielen Republiken unter Einer Souveränetät werden; so daß auch hier, wie bisher in allen germanischen Staaten, eine Bundesverfassung entstanden wäre, die, mit ihrer eigenthümlichen Verbindung der provinziellen Selbständigkeit mit einheitlicher Gewalt, in einer Mitte gestanden, einen Uebergang gebildet hätte von Dem, was in Niederland damals war und nachher in Amerika wurde. Diesen politischen Ordnungen hätten die kirchlichen entsprochen. Alle Prälatie, ja alles Priesterthum sollte abgeschafft, der Geistliche von der Gemeinde gewählt und bezahlt und weder von der Kirche ordinirt noch vom Staate angestellt werden. Eine Religion war in Aussicht genommen jenseits aller Bekenntnisse und Formularien. Alle Nonconformisten, die rein zu leben wünschten nach Gottes Wort, wie ihr Gewissen sie es verstehen hieß, sollten ertragen werden. Die Theilung von Sekten war mehr gewünscht als gefürchtet. Es war in der Religion auf die angeborene Wahrheit, in der Politik auf die angeborene Freiheit des Menschen vertrauensvoll gebaut. Denn auch darin war Milton, wie andere Calvinistische Denker, ein Vorverkünder der späteren amerikanischen Grundsätze, daß ihm die Freiheit nicht ein Complex von

erworbenen Rechten einzelner Stände und Körperschaften war, sondern ein angebornes menschliches Recht. Und er nannte die Salmasius, die Verfechter des Absolutismus, anspeiungswürdige Mäkler der Sklaverei, wenn sie behaupteten, es könnten Völker oder Einzelne ihren Anspruch auf Freiheit veräußern.

Rückfall Englands in die Monarchie.

Eine solche Staatsgestaltung konnte damals wohl von einem großen Geiste vorgefaßt werden, aber in der Wirklichkeit scheiterte sie auch jetzt noch an dem ganzen Bildungsstande der Zeit, und im Besondern an dem festen Bestande der langgeprüften Einrichtungen in England. Sie scheiterte an dem Bildungsstande der Zeit: denn selbst auf dem ganz neuen Boden von Amerika, wo nicht die Hindernisse eines alten Herkommens entgegenstanden, haben die Puritaner nicht Alles in Religion und Politik unmittelbar nach der ganzen Folgerichtigkeit ihrer Grundsätze ins Werk gesetzt, und dies nur aus Mangel an politischer Erfahrung und geistiger Bildung. Sie scheiterte an den Staatseinrichtungen Englands im Besonderen: denn die ganze Bevölkerung hing an den alten Formen; die Republikaner waren eine kleine Minderheit; Adel und Geistlichkeit harrten mit Grund und Fug auf ihre Herstellung in dem Lande, wo die Ungleichheiten in der Gesellschaft durch die heilsamen Einrichtungen, mit denen sie verknüpft waren, dem Volke lieb geworden waren; der Handelsstand glaubte sein Interesse nur unter dem Königthum gesichert. So war die Republik nur durch das Heer gehalten. Der Staat bestand ohne feste Ordnung unter der starken, nach außen durch Waffen, nach innen durch Gerechtigkeit schützenden Hand Cromwells. Eben so ungestalt blieb die Kirche, in der des Protectors Willkühr schaltete neben der der Gemeinden. Cromwell selbst aber fühlte sich unbehaglich in dieser militärischen Allmacht, und nichts ist für die germanische Volksnatur bezeichnender als dies. Denn

während jede kleinste romanische Staatsveränderung anmaßende Soldatenhäuptlinge hervorzubringen pflegt, ist in den größten germanischen Bewegungen entweder deren Entstehung gehindert, oder ihr Einfluß gemindert und abgeworfen worden. Ein Soldatenstaat wie die Schweiz hat diese Erscheinung nie gesehen. Die Niederlande, in ewigen Kriegen, haben die oranischen Helden in Schranken gehalten. Militärreiche wie Oesterreich und Preußen haben nie militärische Einflüsse gestattet, und Deutschland ertrug so wenig einen Wallenstein, wie Amerika in Washington einen Imperator geduldet hätte. So strebte auch Cromwell, dem die große Cäsarische Rolle im Bürgerkriege zugefallen war, freiwillig zu parlamentarischen Ordnungen zurück; er hätte gerne die Monarchie hergestellt, aber er hätte sie weise beschränkt. Die Republik wie die Militärabsolutie war ein Ausnahmszustand in England, aus dem die Nation in einem Taumel der Reaktion zur Monarchie und zur Hochkirche zurückkehrte, in die nun selbst Schottland mit hinein gerissen ward. Die bitterste Hefe der Reaktion ward nun England noch einmal zu trinken gegeben. Jakob II., im Solde Ludwigs XIV., verfolgte dasselbe Ziel der königlichen Unumschränktheit und der hochkirchlichen nicht nur, sondern selbst der katholischen Restauration, mit derselben Rücksichtslosigkeit wie dieser in Frankreich. Zuerst unterlagen die Nonconformisten in England und Schottland der schrecklichsten Verfolgung. Dann als die Aufhebung des Ediktes von Nantes in Frankreich geglückt war, suchte man die kaum erst wüthend Verfolgten (eine Politik, die der bourbonischen werth war) in einen Bund mit den Katholiken gegen die Hochkirche zu ziehen, als mit der Indulgenzerklärung und mit der Aufhebung der Testakte die entscheidenden Schritte zur Herstellung des Katholicismus geschahen. In Irland wurden die protestantischen Colonien den Katholiken preisgegeben, in der Absicht, eine katholische Macht zu bil-

den, mit der man die staatliche und kirchliche Verfassung in England und den Colonien umzustürzen dachte. Ehe dem Könige ein Sohn geboren war, trug er sich mit dem landesverrätherischen Anschlage, im Fall einer protestantischen Nachfolge Irland abzureißen und unter den Schutz Ludwigs XIV. zu stellen. Aber noch einmal siegte die gute Natur des Volkes, in dem der Protestantismus und die Freiheitsliebe anders gewurzelt war, als in Oesterreich und Frankreich. Alle Stände und Parteien einten sich gegen Jakob, und Wilhelm von Oranien, von den Ersten der Nation gerufen, verdrängte die schädliche Dynastie ohne Mühe. Aber Niemand erhob sich nun wieder, selbst nach diesen Erfahrungen, gegen das Königthum, obgleich der Hersteller nur der Vorstand eines Freistaats war. Niemand in England wollte ferner Hand an die Hochkirche legen, obgleich Wilhelm III. ein Calvinist war. Niemand verlangte nach der Republik zurück, obgleich die Freiheit aus einer Republik zurückgebracht ward, deren Ruhm damals grade die glänzendste Monarchie der Welt überstrahlte. Vielmehr behielt die hergestellte und geläuterte Verfassung ihren wesentlich aristokratischen Charakter. Und dies war natürlich in einer Zeit, wo in Folge der größten staatlichen und kirchlichen Reaktionen der Adel, von Spanien bis nach Polen und Schweden hin, in allen Reichen ein neues Ansehen, fast seine frühere verlorene Stellung wieder erworben hatte. Es war natürlich in einem Lande, wo Adel und Geistlichkeit bei dieser zweiten Revolution das wesentliche Verdienst hatten. Sie mißbrauchten es darum nicht bei der Neubegründung der Verfassung zu oligarchischen und ausschließenden Eigenzwecken. Der englische Staat stellte vielmehr damals das große Musterbild der gemischten Verfassung neuerer Zeiten auf, deren größter Preis von seinen größten Staatsmännern (Pitt) darin gesucht ward, daß sie aus Monarchie, Aristo-

kratie und Demokratie alle Vortheile festhalte und alle Uebel vermeide.

Englische Verfassung.

In der amerikanischen Verfassung wurde späterhin das politisch kirchliche Ziel vollständig erreicht, das die folgerichtigen Geister in Deutschland im Anfang der Reformation, über alle bestehenden Verhältnisse hinwegsehend, in Aussicht genommen hatten. In der englischen ging ihr eine andere voraus, die zu einem ähnlichen Ziele auf einem ganz verschiedenen Wege führte, auf dem man aus den bestehenden Verhältnissen alles Bewährte erhielt. In beiden Staaten wirkten beide Verfassungen gut; das Glück, die Macht, die Freiheit beider wetteifern um den Preis, so auch der Ruhm ihrer Verfassungen. Der Bau der englischen ist nicht nach einem anfänglichen Plane gleichmäßig fortgeführt, aber die letzten Vollender haben die vorhandenen Theile vortrefflich in zweckmäßige Uebereinstimmung zu bringen gewußt. Jahrhunderte haben daran gebaut, aber Stoff und Arbeit sind in jeder Periode die besten gewesen. Kein neuerer Staat hat eine so normale Geschichte durchlebt wie England, die Phasen der Staatsentwickelung sind nirgends so rein und scharf umschrieben wie hier. Die altgermanische Verfassung unter dem patriarchalischen Königthum erscheint nirgends so ausgebildet, wie bei den Angelsachsen; kein Stamm hat aus dieser ersten Zeitstufe seiner Staatsbildung so reiche Rechtsbücher und literarische Schätze hinterlassen. Die Lehenverfassung ist in keinem andern Staat so in ihren Anfängen fertig und auf die Dauer befestigt gewesen wie die normännische in England, und keine andere Aristokratie hat sich politisch so befähigt gezeigt wie die englische. Die königliche Absolutie hat ihre Macht nach außen und innen nirgends sonst theils so wohlthätig gebrauchen wollen, theils so wenig mißbrauchen können, wie in England. Und endlich hat das Bürgerthum nirgends sonst dem Staate eine so große

Kraft zugebracht und sich selbst einen so großen politischen Einfluß errungen wie hier. Daher hatte sich, als man nach 1688 die Verfassung in neuen Verträgen sichtete und sicherte, Niemand mehr bewogen gefunden, eines dieser staatlichen Elemente ausscheiden oder verkürzen zu wollen, die sich alle nutzbar erwiesen hatten. Man glaubte dem Staat desto mehr Festigkeit zu erhalten, je mehr man ihm wirksame und erprobte Kräfte erhielt. Das Bürgerthum gönnte dem Adel seinen großen Besitz, den die Republik agrarisch theilen wollte; es fühlte sich sicher in seiner Industrie, zu deren großer Entwickelung es nicht am wenigsten dadurch gedrängt war, daß der große Landbesitz sich ausschließlich in den Händen des Adels befand. Der Adel gönnte dem Bürgerthum seinen beweglichen Reichthum, die staatliche Pflege seiner Industrie, seine wachsende Macht im Unterhause; er wußte wie unentbehrlich seine Steuern und sein Credit dem Staate waren, und Er fühlte sich seinerseits in seiner Muße und Staatskunde seines Einflusses sicher. Beide Stände zusammen, nicht durch Geburtsvorurtheile geschieden, sondern familienweise in einander verzahnt, nicht nach Interessen einer dem andern politisch entgegengesetzt, sondern jeder in sich nach den natürlichsten Unterschieden politischer Grundsätze gleicherweise parteit, beide Stände zusammen begriffen die Nützlichkeit einer einheitlichen Spitze über drei unirten Staaten, damals ohne gemeinschaftliche Gesetzgebung, und sie erhielten die Monarchie, indem sie nur die königlichen Rechte in etwas beschränkten. Das Königthum seinerseits, indem es den Thron aus der Hand des Parlaments annahm, verzichtete auf die Fabel seines göttlichen Ursprungs, die ihm ein besonderes, über andere Rechte erhabenes Recht verliehe. Vielmehr ist es einerlei erworbenes und vertragsmäßig bestätigtes Recht, auf dem die Stellung des Königs, des Adels und der Gemeinen im Staate beruht, und Jeder schätzt in dem Rechte des Andern zugleich sein eigenes Recht. Man blieb

hier dem Charakter der bisherigen Zeiten treu, wo bis dahin alle Revolutionen nur eine Vertheidigung verletzter, eine Herstellung älterer Rechte waren. Auf dem gleichen Rechte beruht dann der gleichgewogene Einfluß dieser Staatsgewalten, ja der gleiche menschliche und politische Charakter ihrer Inhaber; ihre gegenseitige Stellung wirkt der politischen Entartung entgegen, die, nach jenem aristotelischen Kennzeichen, in der Ausbeutung des Staats zu persönlichen oder einseitigen Standeszwecken gelegen ist. Es ist jene „gemischte" Verfassung, in der die Stände des Volks in bestimmten Rechten neben einander erscheinen, und die Elemente sind so wohl gemischt, daß die Geschichte aufstehen und auf diesen Staat wie auf ihr Meisterwerk hinweisen dürfte. Es ist die constitutionelle Staatsform in ihrer vollendeten und natürlichen Entwickelung, wo die Verfassung allezeit bestanden hat, wo nichts wesentliches aus dem geschichtlichen Material verloren ging, wo das Alte nur in einer wunderbaren Accommodation den späteren Bedürfnissen und den Erfahrungen einer reiferen Staatskunst angepaßt ist. Daher findet der Eine in ihr die Vollendung der alten angelsächsischen, der Andere den Ausbau der mittelalterigen ständischen Verfassung. Die körperschaftliche Gliederung des Mittelalters ist hier im Leben und in der Gesellschaft erhalten, wie in der Verfassung; die Stände und Gewalten des Staats mit ihren selbstvertretenen Interessen sind wie große Steinquadern, aus denen der Staatsbau zusammengefügt ist zu außerordentlicher Festigkeit. Welche unter ihnen ihm vorzugsweise Charakter, Gestalt und Benennung geben soll, ist kaum zu sagen. Sieht man auf die Einheit der Regierung, auf das königliche Veto, die ausführende Gewalt und die Macht, die sie in den äußeren Beziehungen gibt, so fühlt man sich in einem monarchischen Staate. Faßt man die Hochkirche ins Auge, die, einen königlichen Pabst an der Spitze, im Glauben eine nationale Einheit, wie der Katholicismus eine

allgemeine, anstrebt, so stößt man wie auf theokratische Elemente. Blickt man auf den ganzen öffentlichen Geist, die Festigkeit und Consequenz der Politik, auf die Personen in deren Händen sie ist, auf den Charakter des Rechts, der Sitte, der Lebensgewöhnung, der Volksvertretung, so ist der englische Staat wesentlich aristokratisch. Erwägt man, daß die Steuerbewilligung das alleinige Recht der Gemeinen ist, so liegt das entscheidende Gewicht in dem großen Bürgerthum. Betrachtet man das Einzelne der Einrichtungen und der gesellschaftlichen Verhältnisse, die thätige Bewegung und unabhängige Gesinnung der Privaten, die Decentralisation der Verwaltung, die Selbstregierung, den Mangel aller Beamtenherrschaft, die große Freiheit der Person und des Eigenthums, das System der Landesvertheidigung, das Versammlungsrecht und die Presse, so erscheint Alles demokratisch. Demokratisch ist auch, daß die oberste Gewalt in der Legislatur liegt und das Volk in seinem Parlament seine Souveränetät bei der Verleihung der Krone geltend macht; kein Volk aber führt die Volkssouveränetät weniger im Munde und ist aufrichtiger monarchisch als das englische. Kein Staat ruht so sehr auf Erhaltenem und kein Volk ist mehr auf aristokratischen Conservatismus gestellt, und doch ist es der gerechteste Stolz des Engländers, daß seine Verfassung sich jedem Fortschritte entgegen bietet und bildsam ist unter den Einwirkungen jeder großen Idee, jeder Erfahrung und jedes Bedürfnisses. Niemand ist eifersüchtiger als der Engländer auf die Sicherung seiner Person und seines Eigenthums gegen die Eingriffe des Staats, und doch ist kein Staat der Neuzeit mehr im Begriffe des Alterthums construirt, wo der Einzelne für den Staat lebte und ihm seinen Einzelwillen und sein besonderes Interesse zum Opfer brachte. Dies gibt dem englischen Staate, seiner Politik und Verfassung einen ausschließenden, einseitigen, eigensüchtigen, streng nationalen Charakter; und doch hat sich kein Volk so fähig

bewiesen, die fremdesten Nationalitäten selbst in der Unterwerfung zu achten und zu schonen. Diese versöhnten Widersprüche, diese vielseitige Einheit und zusammengesetzte Harmonie, eine Folge der glücklichen Mischung in den inneren Volkseigenschaften und den äußeren Staatseinrichtungen, sind der eigentliche Preis des englischen Staatswesens, die Quelle seiner Macht, die Bürgschaften seiner Freiheit. Diese zusammengesetzte Natur ist auch der Grund, warum dieser Staat und seine Ordnungen theoretisch schwer zu durchschauen und zu würdigen, und warum sie praktisch trotz vieler Nachbildungen ohne Abbild geblieben sind. Denn diese Verfassung ist nicht geeignet zu einem Formular für jeden andern Staat, sie taugt vielmehr zur Norm nur für ein Volk, das aus gleichem Nationalsinn, mit der gleichen Benutzung seiner alten und neuen Einrichtungen, eine *seiner* Natur und Eigenheit gleich entsprechende Verfassung zu bilden vermöchte, die der englischen vielleicht an Werthe am gleichsten wäre, wenn sie ihr an Gestalt am ungleichsten wäre.

Nordamerikanische Colonien.

Die englische Demokratie hatte schon seit dem ersten Stuart begonnen, sich zur Auswanderung zu wenden, um auf dem freien Grunde von Amerika, unbeirrt von monarchischen und aristokratischen Rechten, Sitten und Gewalten den Bau eines neuen Staates und einer neuen Kirche, in ihrem eignen reinsten Stile auszuführen. Kurz nach der Zeit, wo Spanien hinter einander in seinen Kämpfen mit Deutschland, Niederland und England sein Uebergewicht in Europa eingebüßt hatte, warf sich auch dem spanischen Amerika ein germanisches im Norden gegenüber in der ausgesprochenen Absicht, Spanien und die katholische Kirche nicht in der neuen Welt *allein* herrschen zu lassen. Nirgends war der seltsame Gegensatz germanischer und romanischer Bildung und Natur in schneidenderer Schärfe sichtbar, als in dem Schauspiel

des neuen Lebens, das sich dort nun entfaltete. In die ungeheueren Räume der spanischen und portugiesischen Colonien lagerte sich das ganze Mittelalter mit all seiner ursprünglichen Barbarei und Herabwürdigung des Menschen hinein; die spanische Despotie trug sich mit aller religiösen Engherzigkeit hierhin über; eine fertige Hierarchie mit allem äußeren Pompe und inneren Rohheit, ein erobernder Feudaladel voll Habgier und Unmenschlichkeit kam in ihrem Gefolge; aller bürgerlicher Gewerbfleiß und alle geistige Bewegung blieb ausgeschlossen; eine einzige Gleichförmigkeit im kirchlichen und staatlichen Leben überdeckte diese neue Welt, in die auch Indianer und Neger hineingezogen wurden. Ganz das Gegentheil von allem diesem geschah im Norden. Es waren vorzugsweise germanische Einwanderer, die sich hier seit dem 17. Jahrhundert zusammenfanden, Deutsche, Holländer, Schweden, Engländer, und aus England hauptsächlich Männer des alten Volkes, der Sachsen. Es waren vorzugsweise Protestanten, und zwar der reinsten Farbe, Puritaner und Quäker in Ueberzahl. Hierhin kamen keine Vicekönige mit monarchischen Einrichtungen; republikanischer Geist durchdrang vielmehr die Pflanzer, nicht allein die, die ohne königliche Genehmigung eingewandert waren, sondern auch die mit Freibriefen und Gouverneuren kamen. Die Hierarchie reichte nicht hier herüber; der englische Adel, das niederländische Patriciat, machten nur schwache und kurzlebige Versuche, ihre Einrichtungen herüberzupflanzen; Feudalität und todte Hand, das ganze Mittelalter blieb dahinten, die Neuzeit mit aller geistigen Regsamkeit, mit allem gewerblichen Fleiße, mit der Gleichberechtigung Aller sprang hier ins Leben. Die Zustände, die sich sonst in Jahrhunderten des Völkerlebens aus einander abwickeln, Jagd-, Hirten-, Landbau- und Industriewesen lagerten hier, vollends seit der Unabhängigkeit, gleichzeitig neben einander. Die Einwanderer hatten die germanisch-protestantische Ausschließ-

lichkeit und Reinhaltung, sich mit dem Indianer, als mit einem Wesen, das die Menschlichkeit nicht annehme, nicht zu verbinden; aber sie hatten daneben die Gewissenhaftigkeit, das anzubauende Land den Eingebornen abzukaufen, statt sich ein Eigenthumsrecht vom Pabste schenken zu lassen. Der spanischen Einförmigkeit gegenüber schoß hier eine bunte Welt von kleinen, mannichfaltigen Staaten empor; und diesem Unterschiede bot sich die verschiedene Natur der süd- und nordamerikanischen Zustände vor der Einwanderung in der seltsamsten Uebereinstimmung entgegen. Die Spanier, aus ihrer großen europäischen Herrschaft herübergekommen, trafen in Mexiko und Peru auf große Indianerstaaten und mächtige Fürsten, und es war nothwendig, einen mächtigen Colonialstaat darüber zu werfen, um sich zu behaupten. Die Engländer im Norden, in einzelnen Zügen gekommen, trafen auf einzelne, kleine Indianerstämme ohne Zusammenhalt, Zahl und Macht. Sie behielten daher volle Freiheit, ihrem germanischen Hange folgend, sich in kleinen verschiedenartigen Staatsgesellschaften getrennt zu halten. So entstand in Massachusets eine Theokratie nach dem Muster von Genf; in Maryland ein Lehenfürstenthum; in Carolina ein achtherriges Reich mit einem großen Grundadel; in Virginien eine englische Provinz mit hochkirchlichen Einrichtungen; in Rhodeisland und Connecticut reine Demokratien; in Pensylvanien eine kosmopolitische Quäkerrepublik, die gleich anfangs zu einem Weltasyle angelegt war; in Neu-Amsterdam (Neu-York) eine niederländische Stadt mit der dort üblichen Municipalverfassung. Die Staaten folgten in ihrer Geschichte im Allgemeinen dem Sterne Englands. Anfangs unbeachtet, bildeten sie ihre Verfassungen frei nach dem Bedürfnisse aus. In den Jahren der englischen Republik setzte sich der Geist der Demokratie fest; unter der Restauration litten Freibriefe, Freiheit, Selbstregierung und Eigenthum mancherlei

Schaden und Gefahr; nach 1688 kehrten die einzelnen Staaten in ihre früheren Ordnungen zurück. In diesen ersten mannichfaltigen Schicksalen der Colonien ist es überall augenfällig, daß die freie Bewegung, die demokratische Entwickelung nur aus dem Grunde gedieh, weil ein Theil der hemmenden Bestände in Staat und Kirche, wie Hierarchie und Aristokratie, aus Europa nicht herüberreichte, und daß sie nur in dem Verhältnisse gedieh, als ein anderer Theil dieser Bestände, die monarchische Gewalt, sich geltend zu machen keinen Anlaß oder Gelegenheit fand. Daß aber der republikanische Geist der Colonisten diese Gewalt nicht länger ertragen werde, als ihnen die Macht zur Unabhängigkeit fehlte, das sahen denkende Männer schon im Anfange des 18. Jahrhunderts voraus. Damals war die Demokratie schon durch Gewohnheit und Kämpfe befestigt, die bereits in den Grundsätzen der ersten Einwanderer gelegen war. Die Puritaner waren der kirchlichen und staatlichen Tyrannei in Europa absichtlich entflohen; sie kamen in der Meinung nach Amerika, ihrem Mutterlande kein aus der Entdeckung hergeleitetes Besitzrecht auf ihr erkauftes Eigenthum zuzugestehen; sie kamen mit dem Anspruch, mit dem Mutterlande, wie einst die griechischen Pflanzstädte, nur eine allgemeine freie Verbindung aufrecht zu halten; sie kamen mit dem Widerwillen gegen jeden Eingriff in ihr Regiment, gegen jede Bestimmung über ihre Religion, gegen jede Gesetzgebung eines fernen, von ihnen nicht beschickten Parlaments, gegen jede Abhängigkeit ihrer Gerichtsbarkeit von entlegenen Autoritäten. In Massachusets sah man daher schon 1646 das Verhältniß zu England so an, wie das der Hansestädte zum deutschen Reiche; und dieser grundsätzliche Unabhängigkeitssinn breitete sich mit der Zahl und Macht der Colonisten weiter und weiter aus. Derselbe demokratische Geist, der so auf dem politischen Gebiete groß wuchs, wirkte auch in den kirchlichen Dingen, obwohl hier getrübter und langsamer als dort.

Denn dort entschied das Bedürfniß allein, hier aber kam der Bildungsstand in Frage. In einzelnen Staaten wie in Carolina, Neu-York, und in Maryland unter dem menschenfreundlichen Lord Baltimore, waren zwar alle Religionen von Anfang an geduldet, aber nicht alle bürgerlich gleich berechtigt; in Virginien hielt man auf hochkirchliche Conformität; aber auch selbst in dem puritanischen Massachusets schloß die calvinische Unduldsamkeit jedes andere Bekenntniß aus und wüthete gegen die Wiedertäufer und Quäker mit Verbannungen und Hinrichtungen. Gerade diesen hier eingewanderten Pilgern hatte bei ihrer Abreise aus Leiden ihr Geistlicher (Robinson) in feierlicher Beschwörung die ächt demokratischen Grundsätze des Protestantismus gepredigt: sie sollten nicht bei Calvin und Luther stille stehen, die, wie groß sie waren, nicht Gottes ganzen Rathschluß durchdrungen hätten und heute selbst jedes weitere Licht empfangen würden; sie sollten es als einen förmlichen Artikel ihres Kirchenbundes ansehen, sich jeder Wahrheit offen zu halten. Diesen Grundsätzen gemäß drang Roger Williams in Massachusets auf völlige Gewissensfreiheit, auf Entbindung der Kirche von jeder Einmischung des Staates. Aber er mußte flüchten und gründete **1636** in Rhodeisland eine kleine neue Gesellschaft auf völlige Freiheit des Glaubens und vollkommene Herrschaft der Mehrheit in bürgerlichen Dingen. Ebenso ward die Verfassung von Connecticut. Grundsätze politischer und kirchlicher Freiheit durchdrangen hier eine kleine Staatsgesellschaft praktisch, ehe sie in Europa in den Schulen der Philosophie gelehrt waren. Man sagte damals diesen demokratischen Versuchen, dem allgemeinen Stimmrecht, der allgemeinen Wählbarkeit, dem jährlichen Wechsel der Obrigkeiten, der völligen Religionsfreiheit, jenem Milton'schen Recht des Schisma's nur kurze Dauer voraus. Allein diese Einrichtungen haben sich nicht allein hier erhalten, sie haben sich gerade von diesen kleinsten Staatskörpern aus

über die ganzen Vereinigten Staaten verbreitet; sie haben die aristokratischen Anfänge in Carolina und Neu-York, die Hochkirche in Virginien, die Theokratie in Massachusets, die Monarchie in ganz Amerika überwunden, haben einem Welttheile Gesetze gegeben und stehen, furchtbar durch ihren moralischen Einfluß, im Hintergrunde der demokratischen Bestrebungen, die Europa bewegen.

Wir berühren die Geschichte des Abfalls der englischen Colonien an einer andern Stelle in Beziehung mit einer anderen Reihe von Ereignissen, und charakterisiren nur noch an dieser Stelle mit wenigen Zügen ihre spätere Verfassung der englischen gegenüber, um den ganzen Verlauf der Freiheitsgeschichte in den rein germanischen Staaten hier mit Einem Blicke zu übersehen.

Amerikanische Verfassung.

Die rein sächsische, rein demokratische Verfassung der Vereinigten Staaten ist ganz das Gegenbild der sächsisch-normännischen Verfassung in England geworden. Die Puritaner brachten den einfachen Aufriß ihres Verfassungsgebäudes schon bei ihrer Einwanderung mehr oder minder klar in den Köpfen mit sich, und führten ihn mehr oder minder ungestört in der Wirklichkeit aus; der letzte Ausbau nach der Unabhängigkeitserklärung war nur die Vollendung des ersten Gedankens. Kein Alterthum, keine Ueberlieferung, keine Geschichte und Erfahrung schrieb hier einen Plan vor oder fesselte an ein vorhandenes Material. Aristokratie und Hierarchie war in Europa zurückgelassen; die königliche und parlamentarische Herrschaft Englands ward abgestoßen. Der Instinkt der einfachen Natur oder die Vernunft in der einfachsten Folgerichtigkeit führte hier in dem werdenden Staate, absehend von allen bestehenden Staatsorganisationen, einen völligen Neubau auf, und wagte sich mit einer merkwürdigen Zuversicht in den ungeheuern Massen und Räumen an den großen Versuch, dem selbst in seinen kleinen Anfängen nur kurzes Gelingen geweissagt war.

Hier war von verschiedenen Ständen, die in ein Verhältniß zu bringen, von verschiedenen Rechten, die unter sich auszugleichen waren, nicht die Rede. Zwar anfangs bei dem Ausbruch der Revolution gegen den Mutterstaat beriefen sich die Amerikaner noch auf ihre Freibriefe oder auf ihre selbstgeschaffenen Bräuche, und suchten sie als ein wohlerworbenes Recht zu vertheidigen: bei der Losreißung aber brachen sie auch mit dieser bisherigen Rechtfertigung ihres Aufstandes. Denn berief man sich auf bestehende Verhältnisse, so setzte man immer das Hauptverhältniß zum Mutterlande voraus, das man gerade mit der Unabhängigkeit tauschen wollte. Man verschmähte es daher, weiter nach besonderen Rechten und Freiheiten zu verlangen, und berief sich auf ein natürliches Recht und eine allgemeine Freiheit. Und darin war man eben so sehr mit den ältesten protestantischen Ansichten, wie mit den neuesten Theorien im Einklang, die kurz vor dem Aufstand der Colonien von Frankreich in alle Welt ausgingen. In der amerikanischen Declaration der Rechte (1776) stehen die angeborenen Menschenrechte oben an, deren keine Staatsgesellschaft berauben kann: die natürliche gleiche Freiheit und Unabhängigkeit, der Anspruch auf Genuß von Leben und Freiheit, die Mittel zum Erwerb von Besitz und Eigenthum, zur Erlangung von Glück und Sicherheit. Die pflichtwidrige Regierung, die auch nur diesen allgemeinen Menschenrechten zuwider handelt, ist das Volk befugt zu ändern oder abzustellen: damit rechtfertigte man den Abfall. Und indem man das allgemeine Wahlrecht für alle Staatsglieder, als gleichbetheiligt am Staate, einführte, sprach man den großen demokratischen Grundsatz aus: die Herrschaft des im Gesetze ausgedrückten Volkswillens. Dies schuf nicht wie in England ein gemischtes Staatswesen von vielen vereinigten Bestandtheilen, sondern eine einzige gleichmäßige Staatsordnung von höchster Einfachheit. Nicht die geschickte Bewältigung verschiedenartiger Ele-

mente ist der Ruhm der amerikanischen Verfassung, sondern die vollendete Folgerichtigkeit in der Ausführung eines einzigen Prinzips: der Freiheit, dem Rechte nur dem Gesetze zu gehorchen, und der Gleichheit, der allgemeinen Pflicht einem und demselben Gesetze zu gehorchen. Hier waren nicht verschiedene Stände, Gewalten, Ansprüche, Einflüsse und Rechte in Gleichgewicht zu bringen, sondern hier war nur Eine Gesellschaft und nur Ein Stand, in dem alles besondere Recht und Privilegium getilgt war; die Gewalt, die in den Händen des Einzelnen oft zur Willkühr, bei den Mehreren immer zum Vorrecht geworden war, wurde auf Alle gleichmäßig vertheilt, damit nur Ein einziges Recht sei. Dem Einen Rechte entspricht die Eine Sitte: der Reiche fügt sich dem mittleren bürgerlichen Anstrich des Lebens, zu dem der Arme hinaufstrebt, der eigentlich die Gesetze macht. Hier waren nicht alte mit neuen Einrichtungen in dem Geiste eines beweglichen Conservatismus zu versöhnen, sondern Alles ist neu in diesem modernen Staate, Alles beweglich und auf Neuerung gestellt in diesem Staate der Zukunft. Nicht das Bild einer antiken Staatsverbindung, einer streng abgeschlossenen Nationalität steht vor uns, sondern eine universale, allaufnehmende Gesellschaft von größter Aneignungskraft, von einer weltbürgerlichen Natur. Nicht ein fest einheitlicher Staat, sondern ein Bund, in dem die einzelnen Staaten streben, ihre Souveränetät über die des Ganzen zu stellen, wie in den einzelnen Staaten wieder der einzelne Mensch die möglichste Unabhängigkeit vom Staate anspricht. Der Individualismus, das charakteristische Kennzeichen der neueren Zeit und der protestantischen Menschheit, hat hier seine größten Rechte errungen. Der Staat ist hier mehr für das Individuum da, als dieses für den Staat, die staatliche Ordnung ist im Dienste der persönlichen Freiheit; die menschliche Ungebundenheit überragt die bürgerliche Pflicht. Die größten Gebiete, auf denen sich die menschlichen An-

sprüche mit den staatlichen immer stritten und immer noch streiten, wie die Kirche, sind hier dem Staate gänzlich entzogen: und es sind nur weite, allgemeine Grundsätze der Gesetzgebung als der Boden übrig geblieben, auf dem sich die Staatsgewalt und der individuelle Wille zu vertragen haben. Das ganz neue Gemälde eines nie dagewesenen Staates liegt hier seit 70 Jahren aufgerollt. Der mittelaltrige Staat, auf Körperschaften, auf großem Familienzusammenhang, auf massigen Gruppen errichtet, ist einem andern gewichen, der wie auf Flugsand gestellt ist, wo alle die einzelnen früheren Gruppen, Gilden, Kirche, Adel, Militair u. s. aufgelöst, oder, wie selbst der Familienverband, gelockert sind; wo es nur das Eine Band des Staates gibt gegenüber der zerstreuten Menge der Individuen, die ihre Zwecke möglichst einzeln verfolgen oder, wo dies nicht ausreicht, in freien vom Staate unabhängigen Verbindungen. Was aber das wunderbarste ist: die Erfahrung der Baukunst scheint, wie bei allen anderen, so auch bei den Staatsgebäuden auszuweisen, daß es ein Aberglaube ist, es sei auf Sand weniger fest als auf Fels zu bauen. Dieser neue Staat hat mit den staunenswürdigsten Erfolgen des Glückes und der Macht alle anderen plötzlich überholt, und die kühnsten politischen Wagnisse sind gelungen und haben der Zweifler gespottet. Die Volksherrschaft hat sich auf einem unermeßlichen Raume vereinbar gezeigt mit Ordnung und Gedeihen, die beweglichste Verfassung mit Anhänglichkeit an bewährten Gebräuchen, die freieste Religionsübung mit Religiosität, die Abwesenheit der Militairmacht mit kriegerischem Geiste, der ungeheuere Anwachs einer zusammengewürfelten Bevölkerung mit der Vaterlandsliebe die in der Freiheit wurzelt, die Verwaltung und Regierung durch Beamte und Vertreter, die von Armen aus den Armen gewählt sind, mit Ordnung und Sparsamkeit im Haushalt. Dies Gedeihen, in Verbindung mit der Einfachheit der Verfassung, die dem schlichte-

sten Verstande einleuchtet, hat diesen Staat und diese Verfassung zu dem Vorbilde gemacht, wohin die durchschnittliche Einsicht, die Unzufriedenheit und der Freisinn in allen Nationen strebt; seine 1776 erklärten Rechte sind das Glaubensbekenntniß des Liberalismus in aller Welt geworden.

Rückschlag d. freiheitlichen Bewegungen auf die romanischen Nationen.

Von dem Augenblicke an, wo die gemischte Verfassung in England und nachher, in Folge der Unabhängigkeitserklärung der Colonien, die rein republikanische Verfassung der Vereinigten Staaten (als die großen Schlußsteine und Musterbilder germanischer Staatsentwickelung) fertig standen, begannen beide ihre Wirkung und Anziehung über die See auf die Staaten des europäischen Festlandes zurück und aus den germanischen Völkern auf die romanischen hinüber auszuüben. Sobald aber jener Zeitpunkt, sobald die Losreißung der englischen Colonien sich vorbereitete, machen sich einige neue Erscheinungen in der Geschichte bemerkbar, die den bisherigen einfachen Gang der Dinge unterbrechen, erweitern und mehr verwickeln. Bis hierhin sind wir der Entwickelung des Protestantismus ausschließlich gefolgt und ausschließlich in den germanischen Stämmen, deren Eigenthum er allein geblieben ist. In ihrer Geschichte gestaltete und beherrschte er die Literatur und die Politik, den Staat und das Leben. Die Kriege die bisher geführt, die Frieden die geschlossen waren, waren Religionskriege und Religionsfrieden. Wenn auch die Fragen des Interesses, der nationalen Gegensätze, der äußern Machtbestrebung der Staaten den Grund dieser Kämpfe gebildet hätten, so war doch die Religion immer tief in diese Fragen verwickelt und keineswegs zum blosen Vorwande benutzt. Die Gegner, die sich bekämpften, waren die äußersten Vorfechter der feindlichen Bekenntnisse. Diese

einfache Stellung der Völker gegeneinander, dieser einfache Inhalt der Geschichte ändert sich aber in den Kriegen, die die Unabhängigkeit der englischen Colonien in Amerika einleiteten und durchsetzten. An die Stelle des Religionsinteresses trat das Handelsinteresse, das nun die Staatskunst vorschrieb und die Gesetze dictirte, die Anlässe zu Kriegen und Revolutionen gab und die Artikel der Verträge und Friedensschlüsse füllte. Dem neuen Staatsbau ferner und den Unabhängigkeitsstrebungen in Amerika liegen nicht mehr religiöse Prinzipien zu Grunde, sondern politische Grundsätze, die, wiewohl gewurzelt in den protestantischen Ideen, doch zunächst aus abstrakten, philosophischen Theorien entlehnt waren, und die Einwirkung eines ganz neuen Faktors in der Politik, die Einflüsse der Wissenschaft und Literatur, kund gaben. Und dann: die Unterdrückung und der Mißbrauch der Macht war in diesen späteren Zeiten des 18. Jahrhunderts auf Seiten Englands, das bisher immer die Sache der Freiheit verfochten hatte; und an der Seite der aufgestandenen Amerikaner kämpften jetzt hülfeleistend jene romanischen Mächte, die vorher immer an der Unterdrückung der Völker gearbeitet hatten. Diese veränderte Stellung der Nationen, jene neuen bewegenden Kräfte in der Geschichte sind die ersten Anzeichen, daß die schroffe Feindschaft der religiösen Bekenntnisse und die bisherige Ausschließlichkeit der politischen Grundsätze in den zwei großen Völkergruppen Europa's ihre stärkste Kraft verloren hatten. Und die nächste Folge war, daß gleich nach der Begründung der amerikanischen Unabhängigkeit die große Bewegung der Freiheit von dorther nach Frankreich herüber schlug und die größte der romanischen Nationen dem Despotismus und der religiösen Bigotterie entriß. Beide Ereignisse in ihrem Zusammenhange besser zu übersehen, ist es nothwendig, die Geschichte von Frankreich nachzuholen, die bisher nur gelegentlich berührt worden ist.

Frankreich. Seine Stellung zwischen den rein romanischen u. germanischen Völkern.

Frankreich hatte sich während des Zusammenstoßes Spaniens mit den germanischen Staaten, des Katholicismus mit dem Protestantismus, fortwährend nicht sowohl in einer Mitte, als in einem Wechsel zwischen den beiden Richtungen befunden, die den Norden und Süden mit einander verfeindeten, als ob es seine Aufgabe wäre, keiner von beiden ein dauerndes Uebergewicht zufallen zu lassen, als ob sich die germanischen und galloromanischen Elemente in der Nation wechselnd um den Vorrang gestritten hätten. Neben dem übermächtigen Spanien empfand Frankreich das Bedürfniß, dem sich selbst die römische Curie nicht entziehen konnte, dieser Uebermacht entgegenzuarbeiten, und wenn selbst im Bunde mit protestantischen Staaten; als aber unter diesen England zu einem gefährlichen Nachbar emporwuchs, fand es sich eben so oft bewogen, in den Bund der katholischen Mächte zurückzutreten. Wie Karl V. die Franzosen aus Italien schlug, verbanden sich die Valois mit Landgraf Philipp und Moritz gegen Spanien; um 1569 sind sie mit Spanien verbunden gegen England, und drei Jahre später mit England wieder gegen Spanien. Heinrich IV. wußte sich gleichzeitig mit den protestantischen und katholischen Mächten zu stellen. Unter Richelieu begann wieder der frühere Wechsel: eben im Bunde mit England gegen Spanien, macht er dann mit Spanien und dem Pabste Angriffsplane gegen England, und verbindet sich hierauf wieder mit Schweden gegen Spanien und Oesterreich. Durch diese schaukelnde Politik Frankreichs ist der Protestantismus mehrmals, in den Zeiten Moritzens von Sachsen und Gustav Adolphs, wo er kurz zuvor am gefährlichsten um sich gegriffen hatte und dann seinen eigenen Bestand am gefährlichsten bedroht sah, gerettet worden; unter Ludwig XIV. aber, wo der Protestantismus überall ungefährlich geworden und daher überall ungefährdet war, hat ihn Frankreich in seinem Innern ausgetilgt. Wie in diesem Beispiele, so ist auch

in vielen anderen Frankreich immer der Sache der Freiheit schädlich gewesen, so oft es auf spanischer Seite stand oder in die Wege der spanischen Politik einging; und immer förderlich, so oft es auf protestantischer Seite oder im Bunde mit England stand; in den Zeiten Heinrichs IV. nicht anders als in den Tagen Louis Philipps. In diesem Wechsel bildete sich weder ein stetiger, politischer und religiöser Charakter des Volkes, noch seiner Regierung. Durch die ganze Geschichte Frankreichs zieht sich vielmehr in den neueren Zeiten der seltsamste Zwiespalt der Grundsätze im Regiment, in den Körperschaften und Parteien, und in der Literatur. Die Absolutie hatte demokratische Launen, und die Demokratie despotische Neigungen. Die Literatur schwankte zwischen heidnischer Freigeisterei und christlicher Bigotterie. Die Dichter priesen republikanische Tugenden aus servilem Munde. Die Parlamente schaukelten zwischen Kriecherei und Aufruhr. Die Sorbonne predigte heute das göttliche Fürstenrecht und morgen die Volksherrlichkeit. Die Jesuiten lehrten in staatlichen Dingen demokratische Prinzipien und in kirchlichen despotische. Und dieses Spiel der sich ablösenden Extrême beobachten wir in allen Verhältnissen Frankreichs noch bis auf diesen Tag.

Politische Wirkungen der Reformation in Frankreich.

In diesem Wechsel nun ist nicht das wenigst Merkwürdige, die stete Solidarität zu beobachten, die zwischen dem Protestantismus und allen staatsverkleinernden, particularistischen Bestrebungen, und zwischen dem Katholicismus und allen staatsvergrößernden, centralistischen Richtungen besteht. Damals als die Legaten Roms um 1562—65 Frankreich dem Abfall zum Protestantismus so nahe wie Norddeutschland sahen, war das Land auch einer deutschen Zertheilung eben so nahe. Dann, als es einen Augenblick zwischen Katholicismus und Protestantismus unter Heinrich IV., der selbst beiden Bekenntnissen angehört hatte, getheilt war, sann dieser große Fürst darauf, zugleich dem Hader der Kirchen und den uni-

versalmonarchischen Planen Spaniens und Oesterreichs in Europa für immer ein Ende zu machen. Als aber später Ludwig XIV. selbst in die Fußtapfen der ländergierigen spanischen Politik eintrat, vernichtete er den Protestantismus. Zur Zeit der Revolution wieder, so lange Frankreich aller Religion Hohn sprach, predigte es Völkerverbrüderung und zog einen Gürtel kleiner verbündeter Republiken um sich her. Und hierauf kehrte es wieder zur Universalmonarchie zurück, indem es zugleich zum Katholicismus und Pabstthum zurückkehrte. So schien kein Universalreich je den Bund mit dem Pabstthum entbehren zu können, und Napoleon, auf dem Wege zu diesem Ziele begriffen, hätte so wenig wie Karl V. dem Protestantismus wagen dürfen die Hand zu reichen, obgleich er selbst das Gegentheil versicherte.

Auf der anderen Seite haben die protestantisch-germanischen Völker gegen die übergroße Territorialmacht der Staaten nicht nur überall angekämpft, es ist auch von ihnen aus nie ernstlich der Versuch zu großen Staatseinheiten und Universalreichen gemacht worden. Das römische Kaiserthum war in Deutschland eine von außen eingetragene Idee und hatte nie im Volke Theilnahme erregt. Selbst das nur halbdeutsche Oesterreich hat nie den Gedanken eines einförmigen Einheitsstaats ausgeführt. Preußen hat seine provinzialen Selbständigkeiten nur zu sehr geschont. Die drei scandinavischen Reiche haben nicht einmal eine Union ertragen, die von Lage, Verhältnissen und Stammverwandtschaft geboten schien. Selbst das mächtige England ist aus drei kleinen, ursprünglich nur schwach bevölkerten Staaten zusammengesetzt, und die legislativen Unionen mit Schottland und Irland sind nur zu Stande gekommen in Zeiten äußerer Gefahr (1707, 1800). Groß wie England durch seine Colonien geworden ist, so hat es ihnen doch nie wie Spanien die Staatsconformität auferlegt, noch hat es eigentliche Machtvergrößerung durch sie erhalten, da

sie mehr Aufwand erfordern als Ertrag abwerfen, und ihre militärische Besetzung die Kraft des Mutterstaates eher schwächt als vermehrt. Aber auch im Inneren ist England so organisirt, daß es, schon aus Mangel an einem stehenden Heere, nie ein erobernder Staat werden könnte; seine Größe ist nicht aus dynastischer Politik entstanden, sondern aus der Thätigkeit seiner Einwohner, der es um Frieden und selten um Kriege gilt. Und ebenso steht es mit den Verfassungs- und Machtverhältnissen der Vereinigten Staaten. Nirgends ist die Gleichförmigkeit der Staatsbildung, nirgends der einheitlich zusammengefaßte Gebrauch der Macht weder in dem germanischen, noch in dem protestantischen Genius gelegen; der Typus germanischer Staatsordnung ist vielmehr, wie ganz im Anfange der Geschichte so noch heute, in Völker- und Staatenbündnissen gelegen (Deutschland, Schweiz, die Hanse- und Städtebünde, Niederland und Amerika), deren centrale Einrichtungen möglichst locker waren und kaum durch äußere Gefahren, kaum durch die höher gestiegene politische Erfahrung und Theorie straffer gezogen werden konnten. Der Hang dieser Stämme zu individueller Ausbildung bedingte in Staat und Kirche diese Gliederung in kleine Gesellschaften, die überall ein Zeichen höherer Cultur ist, wie selbst in der Natur die großen, gleichförmigen Räume und Massen immer von höheren Organismen entblößt sind. So war denn auch Frankreich in dem Augenblicke, als die evangelische Lehre Eingang fand, von dem Eindrang des germanischen Sondergeistes, von dem Zerfalle in kleine Staatsgebiete bedroht. Seine Einheit schien nicht erhalten werden zu können ohne das Opfer des Protestantismus, wie der Protestantismus in Deutschland nicht ohne das Opfer der Einheit. Durch die ganzen Religionskriege in Frankreich ziehen sich die Plane der protestantischen Großen hin, sich unabhängige Fürstenthümer zu bilden. Der Prinz von Condé faßte Anjou und Poitou für sich ins Auge, der

Herzog von Bouillon Perigord und Limosin, der Graf von Soissons, die protestantischen Führer im Süden wieder andere Theile des Reichs. Bouillon hatte nichts Geringeres im Sinne, als Frankreich zu einer Art Föderativrepublik umzuschaffen unter dem Schutze des Churfürsten von der Pfalz, und die einzelnen Provinzen zu Statthalterschaften der protestantischen Edeln zu machen. Diese Plane arbeiteten den sprichwörtlich gewordenen Ränken Spaniens, seinem Zwecke Frankreich unschädlich zu machen, vortrefflich in die Hände. Es köderte seinerseits die ligistischen Führer mit den ähnlichen Aussichten und belehnte den Herzog von Savoyen mit Provence, den Herzog von Nemours mit Lyonnois, während Mayenne nach Herstellung eines unabhängigen Burgund strebte. Hätten damals die französischen Großen eine territoriale Herrschaft und einen Volksanhang in alter Gewöhnung hinter sich gehabt, wie die deutschen Fürsten, so war es unausbleiblich, daß Frankreich eine ähnliche politische Gestalt wie Deutschland angenommen hätte.

Heinrich IV. Heinrich IV. und sein Sully sahen es für ihren Beruf an, Frankreich, das die gefahrvolle Einheit der päbstlichen Kirche und des spanischen Staats auf beiden Seiten hatte, vor einer solchen Zersplitterung zu bewahren; auf der andern Seite wollten sie den allverschlingenden Ansprüchen der päbstlichen Kirche und der bedrohenden Macht Oesterreichs und Spaniens für alle Zeiten unüberwindliche Dämme entgegenwerfen und allem Universalstaate und aller Universalreligion ein für allemal ein Ende machen. Sie hatten mit Elisabeth und Jakob I. von England zu diesem Ende den großen Plan vereinbart, Europa zu einem Gemeinbunde zu machen, der durch eine schiedsrichterliche Amphiktyonie in Frieden erhalten und worin die drei christlichen Hauptbekenntnisse gleich berechtigt geduldet, die drei Hauptstaatsformen zugelassen werden

sollten. Das österreichische Haus sollte auf Spanien beschränkt werden und seine italienischen und niederländischen Besitzungen, so wie das Kaiserthum verlieren; die europäischen Staaten sollten in fünf Erbmonarchien, fünf Wahlreichen und vier vergrößerten Republiken (Schweiz, Belgien, Italien, Venedig) durch richtige Größenvertheilung in Gleichgewicht gesetzt, die Macht Spaniens dadurch gebrochen werden. Frankreich und England selbst wollten mit dem Beispiele der Mäßigung vorangehen und für sich selber nur geringe Vortheile bedingen; die Mittelstaaten aber sollten durch Befriedigung ihres Eigennutzes, durch bedeutende Vergrößerungen gewonnen werden. Hätte dieser Plan ausgeführt werden können, so wäre Deutschland der 30jährige Krieg und dem halben Welttheile jene große Reaktion des 17. Jahrhunderts, die vorhin geschildert wurde, erspart worden; und der Absolutismus hätte auf eine glänzende Art in einem ganz Europa umfassenden Werke seinen Beruf bekundigt, der Erzieher zur Freiheit und Bildung zu werden. Allein so ideelle Bahnen sind dem Laufe der weltlichen Dinge nicht angewiesen. Dieser Plan war eine Chimäre so gut wie die heilige Allianz und die Weltrepublik der Demokraten; abhängig von dem Wahne, daß in den Mittelstaaten die Vergrößerung den Ehrgeiz dämpfen und nicht vielmehr schüren würde, und von der Voraussetzung, daß sich immer so mächtige und treffliche Fürsten wie Elisabeth und Heinrich IV. fänden, um ihre Hände über dem Bunde zu halten. Es war ein Plan so sehr gegen die Neigungen aller gewöhnlichen Menschen, daß selbst in Heinrichs Staatsrath kein zweiter neben Sully war, dem man ohne Gefahr nur davon hätte sprechen dürfen. Er verschwand daher mit Heinrichs Tode und Frankreich ging seitdem die ganz entgegengesetzten Wege. Es ließ sich den Protestantismus rauben, den Heinrich IV. in der ganzen Welt beschützen wollte, und es

trat in demselben Maaße dem spanischen Absolutismus und Machtstreben näher, die Heinrich IV. in der Quelle verstopfen wollte.

Ausbildung des Absolutismus in Frankreich.

Was zuerst den Absolutismus angeht, so arbeitete seit lange in Frankreich Alles zusammen, um hier der fürstlichen Gewalt eine noch größere Entfaltung zu bereiten, als selbst in Spanien unter einem Philipp II. Hier war in den glücklichen Zeiten der Capetingischen Dynastie durch die planmäßige Vergrößerung des Kronlandes dem Königthum seine Politik gegen den Lehenadel für immer vorgezeichnet worden, und der Staat war hier seit dem 11. Jahrhundert so entschieden auf dem Wege zur Einheit, wie in Deutschland zur Zertheilung. Diese Richtung war in diesen Zeiten so fest anglegt, daß in den unglücklichen Jahrhunderten der Dynastie Valois der Aufschwung der Vasallenmacht, die Parteizerrissenheit und der Fremdeneinfluß weder in den Zeiten der englischen Invasionen, noch während der Hugenottenkriege sie auf die Dauer verändern konnte. Das bedrohte Gut der Staatseinheit erhielt dadurch vielmehr neuen Werth und die einheitliche königliche Gewalt, unter der dieses Gut am besten geborgen schien, neues Ansehn. Alle glänzenden Fürsten Frankreichs hatten von je darauf hingearbeitet, dieser Gewalt die mögliche Ausdehnung und Unbeschränktheit zu geben; so noch die vier aufeinander folgenden Könige von Ludwig XI. bis Franz I., die, gerade zwischen jenen beiden großen Unglücksperioden, Frankreich wenn nicht Ruhe und Glück, so doch Achtung und Ansehen verschafft hatten. Auf diesem Wege gingen auch die Bourbons um so ungestörter fort, je gefährdeter gerade unmittelbar vor ihnen die Einheit des Staates war und je weniger eine gesetzliche und stetige Gegenwirkung ständischer Gewalten ihrer Unumschränktheit entgegenstand. Hier war nichts von der geregelten Entwickelung einer parlamentarischen Verfassung und von einem Zusammenarbeiten der Stände im

gemeinen Landesinteresse, von einer Beschränkung der königlichen Gewalt durch geschriebene Gesetze, wie in England. Wenn in Ausnahmsfällen die Generalstaaten einmal berufen wurden, so gaben sie gewöhnlich das unerquickliche Schauspiel, wie jeder der drei Stände den andern zu übervortheilen suchte, wie immer zwei das abwarfen, was der dritte für sich verlangte, und wie jeder für sich nicht etwa seine körperschaftlichen Rechte, sondern deren mißbräuchlichste Ausbeutung in Anspruch nahm. Daneben suchten die Gerichtsparlamente einen Theil der gesetzgebenden und Regierungsgewalt an sich zu reißen. Das Pariser besonders benahm sich wie ein ständischer Ausschuß, der nie nach einer gesetzlichen Gewalt strebte, oft mit einer revolutionären Gewalt handelte. Dieser angemaßte, gesetzlose Einfluß gab dann nicht selten jedem andern ungeordneten Ehrgeize einen Anhalt. Durch solche Erfahrungen verbittert wandte sich selbst ein Sully, obwohl er die Nützlichkeit und Billigkeit ständischer Steuerbewilligung anerkannte, von allen ständischen Einrichtungen ab, und das Volk sah sie gleichgültig verschwinden. Gegen das Pariser Parlament aber kehrte sich schon der milde Heinrich IV. mit schneidenderer Schärfe, als man gewöhnlich anführt, und er gab damit seinen beiden Nachfolgern ein unverlorenes Beispiel. So war in Frankreich im Anfang des 17. Jahrhunderts keine Gewalt mehr, die dem Königthume die Alleinherrschaft hätte bestreiten können, als die religiösen Parteien und der Ehrgeiz weniger Großen. Man sah auch sie, die bald dem Spanier, bald den fremden Protestanten einen Fuß im Reiche gaben, ohne Antheil fallen. Heinrich IV. hatte sie mit Schonung niedergehalten, Richelieu beugte sie mit Gewalt. Er machte, nach den Worten des Kardinal von Retz, aus allen bösen Bestrebungen und Thorheiten der Parteien in Frankreich, aus der Schwäche des deutschen Reichs und der Unfähigkeit Spaniens gleichsam ein Capital, das er zu den Zwecken der königlichen Un=

umschränktheit gebrauchte. Er war ein Absolutist ganz nach Machiavelli's Sinn, dessen persönliche Leidenschaften sich mit denen für das Staatsinteresse verschmolzen, dem man seine grausame Härte verzieh, weil er dem Staate nach außen eine nie besessene Macht gab, dessen Bestrebungen, weil sie dem Staat förderlich und in rücksichtsloser Consequenz verfolgt wurden, von stets treuem Glücke begleitet waren.

Ludwig XIV. Dem Despotismus Ludwigs XIV. hatte Richelieu so die Bahn gebrochen. Wenn der Minister schon zu seinem scharfen Regimente durch den Widerstand unverträglicher Elemente gereizt war, so traf derselbe Fall in einer viel persönlicheren Weise bei Ludwig XIV. zu. Gleich nach Richelieu's und Ludwigs XIII. Tode (1642) drangen die Wirkungen der englischen Revolution nach Frankreich herüber. Das Pariser Parlament suchte nach dem Muster des englischen die Rolle der Nationalvertretung zu spielen, das Volk und einige unruhige Große schlossen sich in dem Frondekrieg während Ludwigs Minderjährigkeit ihm an. Die Königin Regentin war auf flüchtigem Fuß; es schien eine Weile als ob der französischen Königsfamilie dasselbe Schicksal bevorstände, das so eben die englische flüchtig und elend nach Paris geführt hatte. In diesen Verhältnissen erwachsen, im Hinblick auf die Hinrichtung des englischen Königs und die Macht der englischen Republik, mußte Ludwig schon durch innere Vorgänge auf das System Richelieu's zurückgewiesen werden. Was ihn aber noch mehr hindrängen mußte, war die Schwäche dieses ersten und letzten Widerstandes selbst, den er zu erfahren hatte. In jenem Kriege der Fronde war nichts mehr zu finden von dem raschlodernden Parteifeuer der früheren Zeiten und nichts mehr von den Bewegungen um ein großes geistiges, oder staatliches, oder auch nur körperschaftliches Interesse. Was konnte das für eine Revolution sein, in der ein

Intrigant wie der Coadjutor von Paris der erste Volkstribun war! Alles war ein Spiel kleiner Hofränke gegen einen Minister, der große Adel nur in wenigen Resten dabei thätig, die Protestanten ganz außer dem Spiele; selbst die großen Feldherrn, die sich nachher so tauglich unter Ludwigs Leitung erwiesen, spielten damals klägliche Rollen. Es war als ob an dem erschöpften Körper der Nation jedes Glied den Dienst versagte. Das Haupt schien für alle eintreten zu müssen. Wie nun unter den ungeheueren Staatsveränderungen während Ludwig's langer Regierung die Folgen des Umsturzes der alten Feudalzustände erst fühlbar wurden; wie der vervielfachten Tyrannei auf den Gebieten der Großen ein Ende gemacht ward, bei denen Menschen und Eigenthum nicht geachtet waren, die beide jetzt einen neuen Werth erhielten; wie die mittleren Stände sich nun in Tracht und Sitten den Oberen gleich stellten, die äußeren Abzeichen des Rangs und Berufes fielen, dem geistigen Verdienste Ehren zuerkannt wurden wie der Geburt, der Kunst und Wissenschaft wie den Waffen; wie die Thätigkeit der erwerbenden Klassen jetzt einen geschützten Ertrag brachte, der Wohlstand durch innere Ordnung und Ruhe verbürgt und dadurch die Möglichkeit größerer Unternehmungen und sicherer Berechnungen gegeben war; und wie dann die Staatsverwaltung ihre großen Hülfsmittel dieser neuen Rührigkeit in der Nation entgegenbrachte und mit Colonisation, Schifffahrt, politischer Machtstellung dem Landbau, dem Handel und der Industrie ganz neue Verhältnisse gab, wie sollte es da nicht Jedem klar geworden sein, daß die Despotie des Einen sich eher als die Willkühr der Mehreren mit dem Staatsinteresse vereinige, wie sollte man nicht um der allgemeinen Wohlthat willen über die einzelnen Härten der Gesetze, die Last der Auflagen, die Fehler der Verwaltung hinweggesehen haben! Die getheilten Interessen der Körperschaften traten vor dem gemeinsamen Landesinteresse zurück; das

früher durchbrochene Gemeingefühl wich dem stolzen Gefühle der Staatseinheit. Die neue Erscheinung war um so blendender, als gerade an einem so großen Staatskörper das Beispiel gegeben war, wohin es führe, wenn der Staat sich als Ganzes bewegt und alle seine Kräfte nach einem Ziele gelenkt werden. So weit bewies die Absolutie auch hier ihren Vorzug vor der mittelalterigen Oligarchie. Sie verleugnete ihn, sobald Ludwig in den Fehler verfiel, der alle Oligarchie so verhaßt und schädlich macht, daß er den Staat seiner Person zum Opfer brachte und, von seiner königlichen Allmacht erfüllt, seinem persönlichen Allvermögen allein vertraute. Wie er durch seine Maitressen bigott geworden die Protestanten aus dem Lande trieb, wie er an die Stelle seiner alten großen Minister und Feldherrn die unbedeutenden Geschöpfe seiner Gunst und die gefügigen Werkzeuge seines Eigenwillens setzte, zerfiel der Aufschwung Frankreichs schneller als er gestiegen war; und des Landes Zukunft blieb viel furchtbareren Zerrüttungen ausgesetzt, als die waren, welche die Stuarts durch die ähnlichen Launen der Unumschränktheit England bereitet hatten.

Vergrößerungssucht Ludwigs XIV.

Wenn die innere Erschöpfung Frankreichs die Gelegenheit zur Ausbildung der königlichen Absolutie entgegenbot, so verführte ebenso die Erschöpfung fast aller nahen und fernen Staaten dazu, Frankreich in äußerer Machtbestrebung dieselbe Bahn zu führen, die man vorher in Spanien und Oesterreich so lange bekämpft hatte. Um die Zeit von Ludwigs Regierungsantritt war in dem ganzen Süden der europäischen Welt ein allgemeiner Rückfall zur Unmacht eingetreten. Alle die Reiche, von denen die bisherigen Bewegungen im 16. und 17. Jahrhundert ausgegangen waren, waren nach einander in gleichmäßige Schwäche zurückgesunken. Spaniens innerer Verfall begann schon mit seiner äußeren Größe; die kriegerische Kraft der Osmanen brach mit Suleiman dem

Großen († 1566) plötzlich zusammen, und Oesterreich fiel aus seiner angreifenden Stellung seit dem 30jährigen Kriege in eine zähe Defensive zurück. Zugleich waren auf Seiten der germanischen Völker die Schweiz und Deutschland in politische Schlafsucht gefallen und es blieben sich im 17. Jahrhundert nur Frankreich gegen England und Niederland, im 18. nur noch England und Frankreich gegenüber als die eifersüchtigen Vertreter des romanischen und germanischen Elements, ein Gegensatz, der der Sache der Freiheit auf lange hin verderblich ward. Zu seiner Machtentfaltung gegen Spanien war Frankreich übrigens durch äußere Nöthigung gebracht worden. Spanien hatte nie aufgehört, Frankreich zu reizen. Karl V. suchte es mit den Waffen zu zerreißen, Philipp II. suchte es, die ligistischen Bewegungen benutzend, an seine Familie zu bringen, seine Nachfolger fuhren in schwächeren Intriguen fort. In Spanien fand jeder französische Unzufriedene Aufmunterung und jeder Aufrührer Unterstützung. Noch in Richelieu's Zeit schlossen die auf Empörung sinnenden Orleans und Bouillons mit Spanien förmliche Verträge, noch im Frondekrieg waffnete es sich für die Unzufriedenen. Oesterreich seinerseits folgte derselben feindseligen Staatskunst. Beide Reiche umschlossen Frankreich so, daß es kaum einen Ausweg hatte als zur See und daß es bei jedem Kriege eine ungeheuere Grenze vertheidigen mußte; vor und in dem 30jährigen Kriege reichten sich beide wieder in feindlicher Gesinnung gegen Frankreich im Veltlin und in Mantua die Hände. Die Noth zwang Frankreich, sich dieser lästigen Gegner zu entledigen; die schlechte Berechnung ihrer Mittel, die selbst der Fehler eines Karl V. war, forderte bald zur Offensive auf; ihre zunehmende Schwäche lud zuletzt ein, ihre bisherige Rolle auf Frankreich zu übertragen. Richelieu trug zur Vergeltung den Aufruhr nach Spanien und half Portugal davon abreißen; in Deutschland zog er den Krieg in die Länge, um Pro-

testanten und Katholiken abwechselnd zu schwächen und für Frankreich alle Vortheile zu zeitigen, die nachher Mazarin im westphälischen Frieden reif abpflückte. Dasselbe Spiel begann hierauf Ludwig XIV. in England, wo er wechselnd die protestantischen Aufwiegler und die Regierung unterstützte und die Stuarts in seine Abhängigkeit zog. In einem einzigen Zuge des Glückes und des Uebermuthes brachte es Ludwig mit England so weit, daß sich dessen Könige von ihm kaufen, einen so wichtigen Platz wie Dünkirchen sich von ihm abkaufen ließen; so weit mit Spanien, daß er ihm einen Theil von Flandern und Franche Comté unter einem Scheine von Recht, und später Luxemburg selbst ohne einen solchen Schein entriß; so weit mit Holland, daß er es 1672 angriff und auf dem Punkte war es zu erobern, ohne nur einen Vorwand zum Kriege anzugeben; so weit mit Deutschland und Schweden, daß er in der Zeit der sogenannten Reunionen (1678—84) von französischen Gerichten erforschen ließ, was früher zu den im westphälischen Frieden erworbenen Theilen von Deutschland gehört habe und nach ihren Entscheidungen verschiedene Fürsten und Gebiete beraubte. Lange ehe es so weit gediehen war, hatte Schweden schon (im westphälischen Frieden) Oesterreich gewarnt, Frankreich scheine die spanischen Weltherrschaftsplane überkommen zu haben; auch trug sich damals schon Mazarin mit dem Gedanken, die spanischen Niederlande an Frankreich zu bringen, ja nach der Vereinigung Frankreichs und Spaniens zu streben. Dieser Gedanke schien sich späterhin durch das Testament Karls II. von Spanien verwirklichen zu sollen, das Ludwigs Enkel (Anjou) auf den spanischen Thron berief. Durch Einen Federzug, den die Furcht vor Ludwigs Macht eingab, sollte das alte Band zwischen Oesterreich und Spanien zerrissen, das neue mit Frankreich geknüpft, eine andere Weltherrschaft an die Stelle der bisherigen gesetzt werden. Man hätte zwar nie geduldet, daß beide Kronen

auf ein Haupt gefallen wären, allein man hatte an dem österreichischen Hause bereits erfahren, was die dynastische Ausbreitung einer machtgierigen Familie auf sich hat; und Ludwig XIV. hatte Anjou, wie Napoleon seinen Verwandten, nachdrücklich eingeschärft, nie zu vergessen, daß er Franzose und Selbstherrscher sei. Damals aber hatte Frankreich angefangen, in Nordamerika Colonien zu gründen, die von Canada bis Luisiana längs dem Mississippi die englischen Pflanzungen in großem Bogen einschlossen; was hätte dieser Besitz für Frankreich werden können, wenn daneben die spanischen Südcolonien in bourbonischen Händen und beide Reiche von Einem Gedanken in Politik und Religion bewegt waren! War doch im Punkte der Religion Frankreich völlig hispanisirt worden. Ludwig XIV. hatte im Gefühle seiner Allgewalt gewagt, was selbst Richelieu nie nur versucht gewesen wäre zu versuchen, was sogar der päbstliche Stuhl mißbilligte. Er hatte schon 1672 den Niederländern die Herstellung des Katholicismus befohlen; und 1685 widerrief er das Edikt von Nantes, trieb eine halbe Million der fleißigsten Einwohner aus dem Lande und bekehrte die Zurückgehaltenen mit Dragonaden. Damals war es, wo er denn auch in blindem Eifer Jakob II. zur katholischen Restauration in England antrieb. Hätte dies Werk gelingen können, welch andere Gestalt würde die Geschichte erhalten haben, da dann auch in Holland derselbe Umschlag unfehlbar eingetreten wäre und in Amerika die französischen Jesuiten den Ton in den Colonien angegeben hätten, und nicht mehr die angelsächsischen Puritaner.

Aber diesem drohenden Bau der französischen Weltherrschaft *Wilhelm von Oranien.* waren noch einmal die germanischen Völker im Nordwesten berufen entgegenzuarbeiten, wie sie den Entwurf der spanischen zerstört hatten. Und zwar war es ein einziger, ein wahrhaft großer

Mann, der dem einzigen Ludwig, dem sogenannten Großen, seine Plane durchkreuzen sollte. Wilhelm von Oranien vereitelte ihm 1672—78 die fast vollendete Eroberung der niederländischen Republik durch einen verzweifelten Widerstand. Er vereinigte und waffnete in dem Augsburger Bunde (1687) Europa gegen Ludwigs unersättliche Erwerbsucht, mit der er nach dem Nimweger Frieden gegen alle Nachbarn verfuhr. Er sprengte 1688 den gefährlichen Bund zwischen Ludwig und den Stuarts, in dem er sich an die Stelle seines Schwiegervaters auf den englischen Thron rufen ließ. Er rüstete endlich England und Oesterreich in dem spanischen Erbfolgekrieg gegen Frankreich. Sein ganzes Leben ist ausgefüllt mit dem großen Kampfe für das Gleichgewicht der europäischen Staaten, und er vererbte auf England die Aufgabe, zu der das deutsche Reich zu getheilt und Holland zu schwach war, über Frankreich für Europa's Ruhe zu wachen, eine Aufgabe, die es in den Zeiten der französischen Revolution noch einmal mit dem Aufgebote aller seiner Kräfte zu erfüllen hatte. Den Uebergriffen des Katholicismus ward noch einmal durch die schließliche Gestaltung der protestantischen Kirche in England, den überwältigenden Reizen und Einflüssen der französischen Absolutie auf alle Regierungen in Europa durch die Sicherung der englischen Verfassung begegnet, unter deren Wirkungen dem vorübergehenden Flore Frankreichs im freien England eine Blüte von ganz anderer Dauer, der absoluten Monarchie ein Staatsbau auf ganz anderen Grundlagen, der territorialen Macht eine Weltherrschaft von ganz neuer Art gegenübertrat.

Veränderter Charakter der Staatskunst und Verwaltung seit dem Anwachs der Colonien.

Die Anpflanzung der neuen Welt war um die Scheide des 17. und 18. Jahrhunderts so weit gediehen, daß sie die Verhältnisse aller Staaten, die an ihr Theil genommen, durchaus zu verändern begann. Die Schifffahrt hatte eine ganz neue Ausdehnung

und Ausbildung erhalten; der Anbau des Meeres versprach lohnenderen Gewinn als der des Landes. Abentheurer hatten ihn begonnen, berechnende Thätigkeit setzte ihn fort; die Verbindung beider Hemisphären vervielfachte die Bedürfnisse und die Mittel ihrer Befriedigung, mehrte die Stoffe der Industrie, ihre Ausdehnung und Erfolge; das große Geschäft alles Handels, Bedarf und Vorrath, Ueberfluß und Mangel auszugleichen, spielte in ungeheueren Verhältnissen. Industrie und Handel wurden die Quelle des Reichthums im Mittelstande und dadurch eine Anregung der Thätigkeit des Einzelnen in einem früher nicht gekannten Maaßstabe. Sie wurden die Quelle des Reichthums auch der Staaten und darum eine der ersten Rücksichten der Politik und Verwaltung. Und dies um so mehr, als bei der veränderten Lage der Welt, dem Anwachs der Staaten, den verwickelteren Verhältnissen alles Lebens die alte Quelle der Staatseinkünfte, Krongüter und Grundsteuern, so wenig mehr zur Bestreitung der Staatsausgaben hinreichte, wie der militärische Lehendienst zur Staatsvertheidigung. Bei dieser neuen Gestalt der Dinge kam es darauf an, welcher Staat sie am geschicktesten und thätigsten ausbeuten würde. Dies hatte Frankreich eingesehen, als es sich am spätesten von allen seinen Nachbarn unter Richelieu und Ludwig XIV. zusammenraffte, durch eine Aufnahme seines Seewesens, seiner Gewerbthätigkeit und seiner Anpflanzungsversuche das früher Versäumte nachzuholen. Zwei sehr gegensätzliche Beispiele lagen lockend und warnend vor Augen.

Die Politik der spanischen Könige war immer auf Macht und Gebietsausdehnung gestellt gewesen; dazu bedurfte es einer möglichst unumschränkten Verfügung über alle Staatskräfte, und dies System innerer und äußerer Herrschaft erdrückte im Volke die alte Freiheit, die geistige und die gewerbliche Bewegung, die ein- Spanische Colonialpolitik.

zigen Mittel gerade, die den Staaten in den neuen Verhältnissen der Welt nachhaltige Kräfte verliehen. Die spanische Anpflanzung geschah im Geiste dieser despotischen Politik. Sie wurde von oben herunter geleitet und eingerichtet. Es wurden ungeheure Erdräume als ein glänzendes Schauwerk der Macht in Besitz genommen, die eine tausendjährige Einwanderung nicht ausfüllen konnte. Es wurden nur Inländer zugelassen und das Mutterland erschöpfte seine Bevölkerung, die ohnehin durch die Austreibung der Mauren und Juden geschwächt war. Die Einwanderer suchten nach Gold, nach raschem Erwerb, nach Genuß ohne Arbeit, und der Trieb rühriger Thätigkeit ward erstickt. Die spanische Gewerbthätigkeit verfiel, wie der Ackerbau unter Servituten und Vorrechten längst verfallen war. Mit den Tauschmitteln hörte der Handel auf und ging in fremde Hände über. Mit der Armuth der Privaten kam die Ohnmacht des Staates. Er sollte seine Goldgaleeren mit großen Flotten begleiten und hatte keine Schiffe übrig, seine Küsten zu vertheidigen. Die Stätte der Anpflanzung selbst, die üppige Tropenwelt, die zu ihren Erzeugungen der menschlichen Beihülfe wenig bedarf, unterstützte den faulen Hang der eingewanderten Südländer. Die religiöse Bigotterie ließ eine Selbständigkeit des Geistes und der Thätigkeit nicht aufkommen. Selbst wo sie den Schein der Menschlichkeit trug, förderte sie unterweilen den materiellen Vortheil der Fremden, ohne den sittlichen Nachtheil zu Hause zu verhüten. Weil es der katholischen Kirche ein Aergerniß sei, wurde das unmenschliche Monopol der Negereinfuhr in die spanischen Colonien an Fremde vergeben, und zuletzt durch den Assiento von 1711 an die Engländer, die davon für die Ausbreitung ihres Handels und ihrer Colonien unermeßlichen Vortheil zogen.

Auf Seiten der germanischen Anpflanzung, der demokratischen, war von allem diesem ganz das Gegentheil geschehen. Spanien entdeckte die neue Welt, aber die Germanen haben sie befruchtet. Alles drängte unter diesen nicht auf die territoriale Macht des Staats, sondern auf den Wohlstand, die Thätigkeit, die Bildung der Staatsglieder. Der Staat als solcher that für die Anpflanzung Nordamerika's wenig. Die Colonisten nahmen von wenigen Landstrecken Besitz durch ihren Anbau. Es war nicht, wie aus Spanien, der niedere Adel, der zu Proletariern und Sklaven auswanderte, sondern der Mittelstand aus Land und Stadt, an dem die romanischen Staaten überall Mangel hatten. Und neben dem Engländer ließen sich die Einwanderer aller Welt frei nieder. Der größte Gewinn war dem Fleißigsten. Der Genuß ward in der Arbeit gesucht. Klima und Boden, der verlassenen Heimat ähnlich, schärften die Anstrengung statt sie abzustumpfen. Die nordische Gewöhnung, die protestantische Geistesfrische, die germanische Emsigkeit, Alles begünstigte jene große Gewerbthätigkeit zu Haus und in den Colonien, aus der sich ein Wohlstand und eine politische Bedeutung des Bürgerthums entwickelte, von dem die Geschichte früher kein Beispiel sah. Dies war in größerem Maaße zuerst in dem Freiheitskampfe der Niederländer zu Tage gekommen. Sobald das kleine Volk unabhängig, der Baum (wie Moritzens Wahlspruch lautete) zum Setzling ward, machte es in weniger Zeit seine Hauptstadt an Antwerpens Stelle zum Mittelpunkt des Welthandels und sammelte durch seine Frachtfahrt unermeßliche Reichthümer. Es nährte im ungleichsten Kampfe den Krieg mit dem Kriege. Es verband zuerst durch die Thätigkeit seiner Handelsgesellschaften die Welttheile in einem steten Verkehre mit einander. Es gebot bald über die größte Seemacht, stürzte den Staat, der die Minen von Peru ausschöpfte, in Bankrut und erschütterte seine ungeheueren Colonien in Osten und Westen. Wie dann

Englisches System der Anpflanzung.

später England mit Holland wetteiferte, englische Colonisten in Amerika auf eigene Hand neue Staaten und Staatsformen schufen, und englische Handelsgesellschaften an Kühnheit und Erfolgen den Staat überboten, waren dies die Zeiten, wo das germanische Bürgerthum seine gewerblichen Kreuzzüge machte mit glänzenderem Ausgang, als das Ritterthum seine christlich-kriegerischen gemacht hatte. Es lag in den gewaltigsten Verhältnissen vor den Augen der Welt, was deutscher Fleiß gegen romanische Unbeweglichkeit, was bürgerlicher Erwerb gegen großen colonialen Güterbesitz vermöge, wie weit protestantischer Geist ein Volk voranbringe gegen das andere, das die priesterliche Hierarchie bedrückt, wie weit die freie Bewegung im Staate die despotische Ordnung überbiete.

Französische Colonisationsversuche.

Diese beiden Beispiele im Angesicht schien Ludwig XIV. beide Wege vereint gehen zu wollen; er gerieth aber unversehen auf den Weg der spanischen Politik ausschließlich. Er regte die gewerbliche Thätigkeit in Frankreich mächtig fördernd an, schuf aus dem Nichts eine große Seemacht und betrieb Auswanderung und Anpflanzung, die schon seit Richelieu in sichtlicher Eifersucht gegen England begonnen waren. Die Thätigkeit des Staats schien mit der der Einzelnen wetteifern zu sollen. Großartiger konnte man mit Gesetzgebung, Anstalten, Unterstützungen, Canal- und Straßenbau u. s. von Staatswegen nicht eingreifen, als dies unter Colberts Verwaltung geschah. Aber unter der centralen Leitung und fürstlichen Veranstaltung aller Dinge litt auch hier die Selbstthätigkeit der Einzelnen, auf der zuletzt Alles beruhte. Auch England hatte mit Schifffahrtsacten und künstlicher Gesetzgebung seinen Handel gefördert, aber das Beste hatte der Eifer der Privaten gethan. Die französische Regierung rief Handelsgesellschaften mit Staatsmitteln ins Leben, die englischen entstanden aus sich, und ihr kühner

Unternehmungsgeist ohne den Sporn der Regierung. Die willkührliche Verwaltung sog die neuen Gewerbe mit Steuern aus, die Engländer besteuerten sich selbst. Die protestantische Schule entfesselte den Geist und erzog den Menschen zur Thätigkeit, Ludwig trieb seine thätigsten Einwohner aus und bedachte nicht, wie schwer der Thätigkeitstrieb der Einzelnen zu erregen, wie leicht er zu ersticken ist. In den Colonien thaten die französischen Jesuiten in Canada Wunder der Bekehrung und des Märtyrerthums, aber die Pflanzer in Luisiana auch nichts, was entfernt den Wundern der angelsächsischen Thätigkeit zu vergleichen wäre. Nie hat der französische Pflanzer die Wagelust des Angelsachsen verrathen, in die inneren Wälder vorzudringen und die Wildniß für die Cultur zu erobern. Und er hatte nicht die Entschuldigung des erschlaffenden Tropenklima's wie der Spanier im Süden; hier lag der Fehler an den Menschen, die nicht gewöhnt waren, in einem freien Gemeindeleben für sich selber zu denken und zu handeln. Es kam hinzu, daß die Colonisation auf Staatsbetrieb von Anfang an eine feindliche Stellung gegen England nahm. Die Franzosen in Nordamerika umschlossen die englischen Pflanzstaaten der Küste im Rücken und auf beiden Seiten; sie wiegelten die Indianer gegen sie auf; sie konnten künftig bei größerem Anwachs ihrer Niederlassungen leicht bis zur Küste vordringen. Aber diese Aussicht, die englischen Colonien auf dem natürlichen Wege zu überflügeln, verschloß sich bei der Unlust und Unfähigkeit der Franzosen zur Colonisation sehr bald. Das erste halbe Jahrhundert der französischen Niederlassung in Luisiana wies nicht den zehnten Theil der Bevölkerung und der Erfolge aus, wie der gleiche Zeitraum in Neu-England. Dies stachelte Frankreichs Eifersucht gegen England nur desto mehr, die in dem religiösen Gegensatz, in dem verschiedenen Abstamm, in der geographischen Berührung beider Nationen ohnehin zu viele Nahrung hatte.

Losreißung d. englischen Colonien in Amerika unter französischer Hülfe.

Diese Eifersucht, bald in großen Kriegen entrollt, half wesentlich dazu, die Freiheit Nord-Amerika's zu begründen. Wären die französischen Niederlassungen dort in einem großen Maaße geglückt, so hätten die englischen Colonien aus Furcht vor französischer Unterwerfung unter jeder Bedingung an ihrem Mutterlande gehalten. Da dazu keine Hoffnung war, so faßte Frankreich den Gedanken, England durch Losreißung seiner Pflanzstaaten zu schwächen. Diese aber, sobald sie Frankreich aus einem Feinde einen Helfer werden sahen, warfen die Rücksicht gegen das Mutterland ab und rissen sich los; ein Ziel, das sie im Auge hatten, seitdem sich für sie die Folgen der parlamentarischen Herrschaft in England entwickelten. Zu dieser Verbündung Frankreichs und selbst Spaniens mit den aufständischen Colonien Englands hatte übrigens England selbst durch seine ganze innere und äußere Colonialpolitik den Hauptanlaß gegeben. Grundverschieden wie die ganze Anlage und Bewegung des Handels und der Colonien Englands von denen der romanischen Staaten war, so stimmte doch in dem wesentlichsten Punkte das Verfahren der englischen Regierung mit dem der romanischen zusammen. Alle betrachteten den Handel als ein Alleinrecht des Mutterlandes, unterwarfen dessen Handelssysteme die Colonien und behandelten sie als ein Mittel für dessen Zwecke. Jede fremde Nation war von dem Handel mit den Pflanzstaaten ausgeschlossen. Der fremde Kaufmann ward wie ein Seeräuber behandelt, dadurch machte man den Kaufmann zum Seeräuber, und der Preis mußte dem zu Theil werden, dessen Kühnheit und Regsamkeit das Meiste wagte. Dies traf wieder auf die thätigen Engländer zu. Sie vernichteten seit dem Assiento von 1711 den spanisch-amerikanischen Handel durch ein schamloses Schmuggelsystem, zu dem die Negereinfuhr die Handhabe bot. Die Kaufleute drängten gegen die Zeit des Ablaufs jenes 30jährigen Vertrags die englische Regierung zum Kriege mit Spanien,

gegen das ausschließende Monopolsystem, das ihr eigenes zu Hause war. In den großen Seezügen gegen Karthagena und Panama (1741. 42), die die Abreißung von Mexico und Peru zum Ziele hatten, erscheint England gegen Spanien über, wie einst Spanien zur Zeit der unüberwindlichen Flotte gegen England, und die Rüstung nahm den ähnlichen Ausgang. Schon damals erschreckte die Seeherrschaft Englands die Welt, und Frankreich sann mit Spanien seitdem auf die Vergeltung, auf die Losreißung der englischen Colonien, selbst auf die Gefahr ihrer eigenen. Der große Seekrieg von 1755 legte Frankreich diesen Gedanken noch näher als Spanien. Frankreich büßte durch ihn Canada und seine Marine ein. In Ostindien hob sich seitdem der englische Einfluß. Die Engländer schienen jetzt den Welthandel und die Weltherrschaft auf dem Meere anzustreben, wie einst Spanien auf dem Lande. Im Gefolge dieser Plane schien die Willkühr nach außen und nach innen unter der parlamentarischen Regierung ebenso zu wirken wie unter der fürstlichen. Die republikanischen Regungen der Pflanzstaaten wenigstens bekämpfte England mit Mitteln, die jeder Despotie anstehen würden. Man häufte die Negereinfuhr, um die Zahl der gefährlichen weißen Arbeiter zu mindern. Man war lange dem Besitz von Canada ausgewichen, weil die Nähe der Franzosen bei den Colonien die Anhänglichkeit aufrecht hielt. Wie dann die Franzosenfurcht seit dem Kriege von 1755 die Colonien nicht mehr zurückhielt, während dessen die Amerikaner schon einen Bundesverfassungsentwurf eingereicht hatten, der ihre Absicht nach möglichster Unabhängigkeit deutlich kund gab, so schritt das Parlament, statt sie versöhnlich zu fesseln, zu einer noch drückenderen Behandlung, als die war, die schon lange her die Unzufriedenheit gereizt hatte. Das Parlament, in dem weder die Amerikaner vertreten, noch ihre Verhältnisse wohl gekannt waren, hatte seit der Revolution von 1688 seine Beschlüsse consequent über die der Colonien

und ihrer Gebräuche gestellt, hatte die Justiz in letzter Instanz nach England gezogen, die Colonien wie eine bloße Handelsanstalt behandelt, ihren Handel untereinander und mit fremden Staaten verboten und alle Industrie unterdrückt. Dies hatte den Mißmuth schon um die Mitte des 17. Jahrhunderts so gesteigert, daß verständige Männer den nahen Abfall voraussagten. Noch aber hatte bis dahin Niemand daran gedacht, die Colonien förmlich zu besteuern. Sobald diese Neuerung 1764 durch eine Stempelsteuer versucht wurde, begann der systematische Widerstand. Ueber der Theetaxe, die diesem ersten aufgegebenen Versuche folgte, kam es zum Bruch. Der erste Nationalcongreß von 1774 begann noch mit einer Rechtsdarlegung, mit dem Bestehen auf dem Bestehenden, mit einer Aufzählung und Vindication der alten Rechte, wie die Engländer in ihrer Declaration an Wilhelm III. gethan hatten. Noch scheute man den Namen der Empörung. Mit der Rücksichtslosigkeit der Behandlung aber wuchs die Neigung zur Unabhängigkeit, die 1776 erklärt ward. Die Ungerechtigkeit habsüchtiger Verordnungen hatte gereizt, die Thorheit schwankender Entschlüsse hatte ermuthigt, das letzte brutale Verfahren (was Fox die scalpirenden Tomahawkmaaßregeln nannte) hatte entschieden. Das Jahr 1782 gab den Colonien die Unabhängigkeit. Frankreich hatte 1778 an England den Krieg erklärt, alle Seemächte des Westens standen ihm entgegen und die des Ostens widersprachen mit ihnen den Anmaaßungen seines Seerechts. Aber in der damaligen Niederlage Englands blieb ein großer Unterschied gegen die der früher besiegten Welt- und Willkührherrschaften. Die größten Männer des englischen Parlaments waren zu aller Zeit gegen jede Besteuerung der Colonien zum Vortheil des englischen Schatzes gewesen; sie hatten sich des Aufstandes gefreut und seinen Sieg vorausgesagt. Das Parlament nahm frühzeitig ihre Meinung an und unternahm es nicht, den Krieg, wie Spanien seinen nieder=

ländischen, verewigen zu wollen. Dann aber ward England durch den Verlust seiner Colonien nicht, wie Frankreich beabsichtigt hatte, geschwächt, so wenig wie durch Napoleons Festlandsperre; vielmehr begann damals erst die volle Entfaltung der inneren Kräfte Englands und ihre verständige Pflege. Und was an seiner Handelsgröße und der daraus gezogenen Staatsmacht den größeren Theil hatte, die Thätigkeit des Volks, das konnte nicht durch Kriege besiegt werden, und ward durch die Freiheit des Staates und des Handels von Nordamerika vielmehr gestärkt. Dem alten Colonialsystem war in diesem Ausgange das Urtheil gesprochen. Die Losreißung der spanischen Colonien ward die natürliche Folge der nordamerikanischen Befreiung. Die Irrthümer des herrschenden Handelsystemes wurden mehr und mehr erkannt und abgelegt. Der Freiheit des Verkehrs ward die erste größere Bahn gebrochen, die die folgenden Zeiten ebenso sehr verfolgt haben, wie die Bahn der politischen Freiheit, für die durch die Gründung des neuen amerikanischen Staates gleichfalls ganz neue Wege geöffnet waren.

Französische Literatur seit Ludwig XIV.

Die äußere Unterstützung Frankreichs hat den Vereinigten Staaten (eine Wendung, die man zu Ludwigs XIV. Zeiten nicht vermuthet hätte) zu ihrer Unabhängigkeit geholfen; die Einwirkung der geistigen Bewegung, die in Frankreich seit Ludwigs Regierung eingetreten war, half zu der innern Staatsordnung mit, die sich der neue Bundesstaat gab; diese beiden Thatsachen leiteten den völligen Umsturz der französischen Verfassung selber ein; eine Wendung die zu Ludwigs Zeit noch viel weniger wäre geahnt worden. Auf dem Gebiete der materiellen Dinge war das Werk mißrathen, das die Absolutie ohne Entfesselung der Volkskraft auszuführen dachte; auf dem geistigen Gebiete zerstörte sie sich selber, indem sie die Volkskraft wider Willen entfesselte, un-

bedacht, daß hier in dem immateriellen Reiche der geistige Trieb sehr leicht zu erregen und sehr schwer zu ersticken ist. In den protestantischen Staaten ward die Nationalbildung ganz volksthümlich vermittelt durch die Schulen. Auf diesem Wege schritt sie in Deutschland von religiöser zu wissenschaftlicher Aufklärung langsam vor und die nationale Literatur reifte glanzlos unter der Theilnahme Aller. In Frankreich zog Ludwig XIV. die Literatur an den Hof und in seine Pflege als ein Mittel des Glanzes, das ihm zu seinem Kriegsruhme auch die Glorie des Beschützers der Musen verleihen sollte. Sie war als ein geistiger Luxus des Hofes gemeint, ward aber unversehens ein praktisches Werkzeug in der Hand des Volkes. Der Absolutismus that hier ganz im Großen, was die Tyrannie der Pisistratiden mit ihrer Geistespflege in Athen gethan hatte: die ihre Herrschaft begründeten zu einer Zeit, als sie den dummgläubigen Athenern eine lebende Pallas zuführen konnten, und sie verloren, da schon ein so freier Geist wie Aeschylus geboren war. Der Absolutismus untergrub sein eignes Werk; und er that hierin etwas Aehnliches, wie das protestantische Volk, als es sich im Anfange der kirchlichen Reformen mit den Fürsten verband. Es hatte für seine religiöse Freiheit Schutz bei dem Fürstenthume gesucht und fiel mit der Zeit unter die fürstliche Absolutie. War dies ein Fehler, so beging jetzt der Absolutismus den ähnlichen und größeren. Er hatte von Anfang an, unter den ersten Fürsten die sich dem Einflusse des Vasallenthums entziehen wollten, die Hülfe der Gebildeten gesucht; er hatte den Geistlichen und Rechtsgelehrten den großen Einfluß im Staate lieber gegönnt, als dem Adel, der geistigen Kraft mehr als dem großen Besitz und den Waffen. Jetzt aber schuf er durch die systematische Pflege der Literatur einen neuen Stand und in der Presse eine neue Macht, die beide ihren Ursprung bald vergaßen. Man ließ im Schauspiel und Romane die Corneille und

Fenelon republikanische Tugenden rühmen, aber im Volke zog man bald aus der schönen Kunst die nützliche Anwendung und die Prosa aus der Poesie. Man hatte die Schrift benutzt, um die öffentliche Meinung in bestimmten Zwecken zu bearbeiten, bald aber nahm die öffentliche Meinung selber die Schreiber in ihren Dienst. Der Geist der Neuerung, der auf dem politischen Boden keine praktische Handhabe fand, bemächtigte sich der Literatur, wo er eine unfaßbare unwiderstehliche Gewalt übte. Von den höheren Klassen ausgegangen artete dies geistige Leben mit den freien Sitten bald aus, und der glückliche oder unglückliche Leichtsinn des Hofes ließ das eine wuchern mit dem andern. Eine kühne Kritik warf sich auf alle Gegenstände der Kirche und des Staats, und legte an die Verschiedenheit der Bildung und des Lebens das Maas einer einfacheren Natur, an die Zustände des Regiments das Maas einer neuen Freiheit an. Im Religiösen sprang man, wie um sich für die einmal verlorene Glaubensfreiheit zu rächen, plötzlich vom Geistesdruck zu Freigeisterei, vom Aberglauben zu dem vollendetsten Skepticismus über. Im Politischen hielt man sich an den Angriff des Königthums auf die geistliche und weltliche Aristokratie des Mittelalters an, und leitete aus dem, was von dieser Seite thatsächlich aus Eigennutz geschehen, oder instinktiv aus den nothwendigen Veränderungen des Staatslebens erwachsen war, ein System demokratischer Staatsverfassung und die Grundsätze einer Staatsverwaltung ab, die den hierarchischen und feudalen Ordnungen des Mittelalters zum erstenmal mit einsichtigen Gründen entgegengesetzt wurden.

Nach diesen beiden Richtungen hin wirkten die politischen Neuerungen der französischen Staatswissenschaft und praktischen Philosophie verschieden auf Regierungen und Volk, und verschieden nach Ost und West. Zu dem Volke sprachen die neuen Meinungen über Staasverfassungen, zu den Regierungen die Lehren

über Staatsverwaltung; die ersteren machten ihre Wirkungen nach Amerika hinüber, die letzteren fast an allen europäischen Höfen. In Frankreich selber schlugen beiderlei Wirkungen zusammen zu dem furchtbaren Ausbruch der Revolution von 1789.

Neue Grundsätze der Staatsverwaltung.

Die erklärlichste Wirkung, die Ludwigs XIV. glänzende Herrschaft auf die europäischen Höfe machte, war, daß sie zur Nachahmung seines Militärsystems und seines Vergrößerungsstrebens aufforderte. Ein Heer von 400,000 Mann, das Ludwig zuletzt besaß, ein allbereites, stehendes Heer, das nicht mehr weder von dem guten Willen der Lehnsherrn, noch von der Bewilligung ständischer Unterhaltungsmittel abhängig war, dies war auf der einen Seite ein so sicheres Mittel der absoluten Herrschaft, und auf der anderen eine so gefahrdrohende Macht für alle Staaten, daß dies Beispiel durch Verführung und Nöthigung zur Nachahmung bestimmte. Im Osten thürmten sich Militärstaaten auf Militärstaaten auf: Oesterreich, Preußen, Schweden, Rußland, Polen, Türkei, Staaten, die an rohen Massen Ueberfluß hatten, in die noch kaum ein Strahl von der geistigen Aufklärung, kaum eine Spur von dem bürgerlichen Gewerbfleiße aus dem Westen Europa's eingedrungen war. Der Staat trat hier aus dem feudalen Militärwesen heraus, nur um ein anderes, der unumschränkten Fürstengewalt günstigeres, für die Staatsentwickelung noch gefährlicheres an die Stelle zu setzen. Aber selbst in diesen Staaten führte die Ueberspannung des absoluten Systems aus sich selbst zu einem Gegengewichte. Das gesteigerte Heerwesen verlangte gesteigerte Mittel und eine erhöhte Steuerkraft im Volke. Dies nöthigte die Fürsten, sich seinen Interessen zu widmen. Das Gedeihen der freien Weststaaten machte sie lüstern nach den ähnlichen Früchten des Gewerbfleißes und des Handels. Die neuen physiokratischen Staatslehren versprachen ihrerseits den Ackerbau

zum Hauptquell alles Nationalreichthums zu machen. Um da oder dorther Nutzen zu ziehen, bedurfte es der Anregung der unteren Stände zur Selbstthätigkeit, und die Ausbreitung geistiger Aufklärung ward ein Zweck fast aller Regierungen, zu dessen Erreichung die französische Literatur das Mittel entgegen brachte. Friedrich II. bildet den Wendepunkt in der Zeit, wo diese menschenfreundlichere Richtung mitten in den rohen Militärstaat hineintrat. Er war gleichsam der letzte unter den Fürsten, der in dem militärischen Eroberungssysteme während des 30jährigen, nordischen, spanischen Erbfolgekrieges in seinen schlesischen Kriegen fortfuhr, aber auch der erste, der sich zu den Lehren der französischen Philosophie und Staatswissenschaft offen bekannte und sich die innere Wohlfahrt seines Volkes zum Ziele setzte. Durch diesen Vorgang bildet er den Kern der europäischen Geschichte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. Sein Beispiel fand Nachahmung in Portugal unter Pombal's Verwaltung, in Spanien unter den Campomanes und Aranda, in Neapel unter Tanucci, in Toscana unter Leopold, in Oesterreich unter Joseph II., in einer Reihe von kleineren deutschen Staaten, in Scandinavien, ja selbst in Rußland unter Catharina II. Verbesserung der Schulen und der Volksbildung, Durchsicht der Gesetzgebung, gleichmäßigere und geordnetere Verwaltung, Sorge für die ökonomischen Zustände, für Handel und Industrie, für nützlichere Ausbeutung des Landes, für die Befreiung des Bodens und der Gewerbe von lästigen Beschränkungen, gerechtere Besteuerung, Abstellung der Monopole, Verminderung der Vorrechte Einzelner zu Gunsten der Rechte Aller, größere Gleichstellung der Stände, ein abermaliger Angriff auf die Reste des Feudalismus, dies waren die allgemeinen Rücksichten, die bei den Reformen in allen jenen Staaten leiteten. Es schien als ob die Absolutie jetzt zu dem Bewußtsein ihrer Aufgabe gekommen wäre, die Schule der Freiheit zu sein und der

Völker Glück von oben herunter zu begründen. Was für die Absolutie in ihren ersten Anfängen im 15. Jahrhundert die Aufgabe war: den Stand der Gemeinen zu heben, um das Staatsganze zu erhalten gegen die aktive Gewalt des Adels und der Hierarchie, das war sie auch jetzt noch, nur in einem geringeren Grade: die unteren Stände emporzuheben, um die passive Staatsschädlichkeit der oberen Stände, ihre Steuerfreiheiten und Vorrechte zu beseitigen oder weniger fühlbar zu machen. Diese Vorrechte und Vorurtheile der höheren Stände wurden in dem Eifer der ministeriellen und fürstlichen Reformen jener Zeiten wirklich, mehr oder minder schonungslos, angegriffen. Wie weit dieser Eifer ging, weist mehr als Alles die Stellung eines Leopold und Joseph II. gegen den päbstlichen Stuhl aus, und die Aufhebung des Jesuitenordens, welche die Bourbons ihm abzwangen. In allen protestantischen Staaten nun, wo eine Gegenwirkung der Geistlichkeit nicht Statt hatte, durfte man die kühnen Neuerungen wagen. Das Volk war langsam vorbereitet sie zu begreifen; und über Deutschland konnte die höchste Blüte der Kunst und Wissenschaft, des philosophischen und religiösen Freisinns ausgebreitet, es konnte eine völlige Umgestaltung der geistigen und gesellschaftlichen Zustände begründet werden, ohne weder Widerstand zu finden, noch Schaden zu stiften. Aber in den katholischen Landen scheiterten alle jene Versuche an dem Widerstande der ungleich befestigteren Macht von Adel und Priestern, und an der ungleich geringeren Vorbereitung des von ihnen gegängelten und unmündig gehaltenen Volkes. Dies war das Schicksal Josephs II. in Ungarn und Belgien, und der ministeriellen Reformen in Spanien, Portugal und Neapel. Auch in dem katholischen Frankreich schienen dieselben Versuche an demselben Widerstande der bevorrechteten Stände scheitern zu sollen. Turgot war ganz auf demselben Wege, diese Stände zu den Staatsleistungen herbeizuziehen, Frohnden, Servitute, Privi-

legien zu tilgen, Handel und Industrie von den Schranken an den Landes- und Provinzgränzen zu befreien, durch freiere städtische und provinzielle Einrichtungen den erstickten Bürgersinn wieder zu wecken, und von da fortschreitend die ständische Verfassung wieder herzustellen. Die Gegenwirkung der höheren Stände, die unter diesen Maasregeln leiden sollten, stürzte das reformirende Ministerium, wie es in allen jenen katholischen Landen geschehen war. Aber hier stürzte der König mit, der es fallen ließ, und die alte Verfassung, an der es gescheitert war. Das französische Volk schied sich feindlich von seinen oberen Ständen, statt sich länger von ihnen leiten und drücken zu lassen. Das goldene Zeitalter, das auf dem ebenen Wege der Reform von oben erwartet war, schlug in die Periode einer furchtbaren Revolution von unten um. Die gemachten Erfahrungen schienen zu beweisen, daß selbst die allmähligen Reformen nicht durchgesetzt werden könnten ohne den Selbstwillen des Volks und ohne die Kraft, die in diesem Willen gelegen war; daß so große Opfer dem Staate von seinen herrschenden Gewalten nicht gebracht werden ohne gewaltsame Nöthigung. Der Geist der Geschichte brach sich in Frankreich. Der freie Geist des Protestantismus, der in die romanischen Völker auf dem graden Wege der Religionsreform nicht hatte eindringen können, drang jetzt auf dem Umwege der Literatur ein und rückte zunächst in Frankreich auf dasselbe Ziel hin, zu dem man in den freien germanischen Staaten unter Religionskämpfen gelangt war: die nationale Thätigkeit und Freiheit auf dem politischen Gebiete zu entwickeln. Die Völker sollten hinfort vollenden, was die Fürsten begonnen hatten; nicht allein für das Volk sollte gehandelt werden, sondern auch durch das Volk; nicht nach Theorien sollten die Nationen beglückt werden, sondern nach ihrem eigenen Willen zu ihrer eigenen Zufriedenheit, worin das Höchste gelegen ist was der Staat überhaupt erlangen kann. Es sollten Volksreformen an die Stelle

der fürstlichen treten, Selbstregierung an die Stelle der Bevormundung und des Volkes eigene Gesetzgebung an die Stelle der königlichen Allmacht. Der Unterschied spricht sich in dem Einen Worte aus: an die Stelle der Verbesserung der Verwaltung sollte eine Veränderung der Verfassung treten. Dazu schien die durchgreifende Gewalt des Volkes unentbehrlich. Denn daß es je möglich sei, aus der unumschränkten Monarchie einen dauernden und aufrichtigen Uebergang zur verfassungsmäßigen zu machen, daß es einen königlichen Weg zur Volksfreiheit gebe, dafür hat noch keine Erfahrung ein Beispiel geliefert. Die wohlmeinendsten monarchischen Staatsverbesserer haben sich immer auf Zugeständnisse in der Verwaltung beschränkt, und das Volk hat für sie, ohne eine Verfassung, nie eine Bürgschaft gehabt. Kein einziger Fürst, der damals die verwegensten Umgestaltungen angriff, legte Hand an eine Verfassung. Friedrich II. bewunderte den Quäkerstaat in Pensylvanien und gönnte Neufchatel seine Freiheiten, ohne den Schatten eines Gedankens zu haben, seinem Volke die ähnlichen Freiheiten auch nur vorzubereiten. Und als in Frankreich und Polen Verfassungsveränderungen bezweckt und gemacht wurden, verschwur sich das Bündniß der Fürsten wider Beide.

Neue Theorien der staatlichen u. gesellschaftl. Verfassung.

Den Verwaltungsreformen der Fürsten gingen in der französischen Literatur die ökonomischen Systeme der Staatswissenschaft zur Seite, dem revolutionären Drang des Volks nach Verfassungsänderung die kühnen Lehren einer freieren Staatsphilosophie, die nach politischen Neugestaltungen in der Zukunft vordrang. Machiavelli hatte zu seiner Zeit den feudalen Schäden des Staats gegenüber die Abhülfe in einem vorübergehenden staats- und volksinnigen Absolutismus gesucht. Die gröberen dieser Schäden hatte der Absolutismus wirklich abgestellt, die feineren Reste waren geblieben. Aber neben diesem ersten Uebel war die

Absolutie ein zweites größeres geworden, weil sie von dem Staatszweck auf die persönlichen Zwecke übergeglitten war, ihre Gewalt verewigt, ihre einheitliche Centralisation überspannt, und so in den Staat Zerrüttung und zwischen die Zustände des Lebens und die Ansprüche der Bildung einen grellen Widerspruch gebracht hatte. Gegen diese Gebrechen kehrten sich Montesquieu und Rousseau in ganz entgegengesetzter Weise. Montesquieu sah den Hauptschaden in den Resten des Lehenstaates, der allen vaterländischen Sinn untergraben hatte. Nach einer besseren Staatsordnung suchend blickte er rückwärts in die Vergangenheit auf die alt-germanische Verfassung zurück, die ihm in der Feudalordnung ausgeartet, in der englischen Verfassung mitsammt dem verlorenen Staatssinne der alten Welt vollendeter hergestellt schien. Diese Verfassung empfahl daher Montesquieu in einem Werke von ganz wissenschaftlicher Natur, das nur wenigen Gebildeten zugänglich war. Er sprach sich darin schonend und furchtsam aus: er wolle denken lehren, weil er nicht Alles sagen dürfe; er wolle, indem er eine freie Verfassung lobe, die bestehende nicht tadeln; ja er finde das Uebermaas der Vernunft und Freiheit nicht einmal wünschenswerth, weil der Mensch sich überall in der Mitte besser bewege als in den äußersten Enden. Gerade alles dieses, was Montesquieu nicht wollte, that dann Rousseau desto greller; und von dem was Montesquieu wollte und lehrte, lehrte Rousseau das gerade Gegentheil. Er predigte das äußerste Maaß der Freiheit; und die Erfahrung galt ihm nichts gegen die Forderungen, die die Vernunft an das Staatsleben erhob. Und dieß predigte er, an Alle gerichtet, in einer Allen faßlichen Weise und in einem offenen Kampfe gegen alles Bestehende. Er sah den Hauptschaden in der dauernd gewordenen Tyrannie, nicht in den Feudalresten. Er empörte sich gegen die Saumaise und Grotius, die den Despotismus in ein System gebracht hatten und er setzte gegen ihre Theorie

von der Sclaverei und dem Thierwerth des Menschen die Lehre von den unveräußerlichen Menschenrechten. Die lutherische Lehre des leidenden Gehorsams, daß Gott die bösen Könige in seinem Zorn zur Strafe schicke, verhöhnte er auf dem politischen Boden: man wisse, daß man einen schlechten Regenten tragen müsse, es handele sich darum einen guten zu finden; es sei gut, wenn sich ein Volk einem Stärkern unterwerfe, wenn es die Gewalt abwerfe sei es besser. Der Genfer Calvinismus sprach aus diesen Sätzen. Die politische Revolution sollte jetzt aus dieser Zufluchtstätte des freien französischen Geistes gepredigt werden, wie einst die religiöse Reform. Es waren alte calvinistische Staatslehren, die Rousseau's Gedankensysteme zu Grunde lagen. So hatte schon Junius Brutus (Languet) um 1577 die Gesetze in Kraft eines stillschweigenden natürlichen Vertrags höher als den fürstlichen Willen gestellt und das Volk befugt erklärt, die Herrschaft des Gesetzes zu erzwingen, weil das Volk den Staat ausmache und nicht der König. So hatte schon Milton der Menschen und Völker Recht auf Freiheit für angeboren und unveräußerlich erklärt. So war schon in dem calvinistischen Recht der Gemeinde, das religiöse Gesetz auszulegen, praktisch der politische Grundsatz der Volksgesetzgebung, der Volksherrschaft gelegen. In diesen nämlichen Ideen arbeitete Rousseau. Er wüthete gegen die Unnatur, daß der Mann einer zufälligen Geburt als Erbkönig über ein Volk gebieten, daß Kinder die Greise und Wenige die Vielen regieren sollten. Er setzte gegen die hierarchische Staatslehre eine naturrechtliche, gegen die theologische Grille von der Göttlichkeit der Monarchie die juristische Fiction von dem Gesellschaftsvertrag. Sollte die Offenbarung auf die Monarchie weisen, so wies er mit der Vernunft und dem natürlichen Rechte auf die Volksherrschaft. Er haßte daher die englische Verfassung, die Montesquieu pries. Sein Ideal einer Staatsform war das urdeutsche, das in der

Schweiz, in Amerika und Niederland verwirklicht war, die kleinen Demokratien. Die Kluft zwischen dem Zustande aller großen Staaten in Europa und seinen Ideen störte ihn nicht. Der Gedanke überwog ihm alles Wirkliche und Bestehende und er traute darauf, daß die Zukunft mit Gegenwart und Vergangenheit fertig werden würde. Das verjährte Unrecht galt ihm nichts vor dem unveräußerlichen Urrecht; und er wies unbedenklich das Volk auf seine Kraft, dieß sein Recht geltend zu machen. Hier lag die ungeheure Gewalt seiner Lehren. Die Idee eines Gesellschaftsvertrags, als eines ursprünglichen Ausgangspunkts des Staates, ist nichts als eine neue Vorspiegelung an der Stelle von anderen alten. Sieht man aber auf die einzelnen Zeitpunkte, wo ein politisch reifes Volk eine willkührliche Herrschaft nicht länger dulden will, so ist jede Revolution eine Bestätigung der Rousseau'schen Sätze, und diese Sätze sind eine Standarte für jede Revolution. Der Staat beginnt nicht, aber er ist auf seiner Spitze in dem Stadium der Volksherrschaft; am Ursprung der Staaten gibt es Gesellschaftsverträge und Volksherrschaft höchstens in Pflanzländern, die die Ableger politisch reifender Staaten sind. Und sichtlich hat das Vorbild der nordamerikanischen Zustände auch auf Rousseau's Ansichten gewirkt; er nahm die thatsächlichen Ausnahmsverhältnisse dort zur Grundlage seiner Lehre und diese Lehre wirkte als eine allgemein gültige Regel nach Amerika zurück. Denn der ganze Geist der Zeit, der diesseits und jenseits des Weltmeers über den außerordentlichsten politischen Ereignissen brütete, war von Rousseau in einem merkwürdigen Instinkte vorausgenommen. Man weiß, wie sich bald die Thatsachen in Corsica, in Genf, in Polen mit seinen Lehrsätzen die Hand reichten. Man hat die schlagenden Aehnlichkeiten zwischen dem Verlaufe der französischen Revolution und seiner Lehre aufgestellt. Der Kampf der nationalen und weltbürgerlichen Ideen, die jene Zeiten bewegten, spiegelt sich in den

scharfen Widersprüchen seiner eigenen Lehre und in dem Wechsel seiner Zu= und Abneigungen ab. Und in der amerikanischen Verfassung erschienen Rousseau's Ideen praktisch geworden als die Grundsätze eines neuen Staatsrechts.

Universeller Charakter der neuen Freiheitsprincipien der französischen Theorie u. der amerikan. Praxis.

Das Zusammentreffen dieser neuen Staatslehren mit ihrer Verwirklichung seit der Unabhängigkeit der Colonien in Amerika beschleunigte den Rückschlag der Freiheitsbewegungen aus der neuen in die alte Welt zurück. Man hatte von Amerika aus stets nur materielle Rückwirkungen auf Europa erwartet, jetzt zeigten sich die moralisch=politischen als die größeren. Und dessen waren sich die frühesten Einwanderer im 17. Jahrhundert zum Theil schon bewußt, daß sie mit ihren republikanischen Ordnungen allen Völkern ein Beispiel sein würden. Diese Voraussicht hat sich als richtig bewährt, selbst ehe noch das überraschende Gedeihen des neuen Staates dazu mitwirkte. Reiz und Wirkungskraft lag also in der bloßen Verfassung an sich, und ihre schnellen Erfolge erklären sich aus der mit der Zeit mehr gereiften und verbreiteten politischen Bildung. Der Reiz der Verfassung lag in ihrer großen Freiheit, ihrer schlichten Vernünftigkeit und Natürlichkeit, ihrer Grundsätzlichkeit und Folgerichtigkeit, in ihrer Anwendbarkeit auf alle Völker, die mit ihren gegenwärtigen Zuständen zerfallen waren und unter den Einrichtungen aus ihrer Vergangenheit nichts Erhaltungswürdiges entdeckten. Dieß war der Punkt, wo die Wirkungen der amerikanischen Verfassung in Kraft ihrer Grundsätzlichkeit eine stärkste Handhabe fanden. Bisher war in allen freiheitlichen Bewegungen von besonderen Rechten und Freiheiten die Rede gewesen. In der Bezeichnung selbst lag der Begriff einer ungenügenden Ausnahme von einer herrschenden Unfreiheit. Und in einem Lande wie Frankreich waren selbst jene einzelnen Freiheiten bis zur Vergessenheit verloren; die unvergessenen waren unvoll=

kommen und nicht zurückbegehrt. In Amerika aber ward nun ein gleiches Recht begründet, nicht als ein positives, wie ein Privateigenthum erworbenes, sondern als ein angeborenes, natürliches, vom Gesetz und Herkommen unabhängiges Recht. Es ward eine allgemeine Freiheit verkündet, nicht als eine geschichtliche Thatsache, sondern als eine Idee. Man knüpfte die politischen Forderungen nicht mehr an bestehende Verhältnisse, noch an religiöse Sätze an; man begründete sie mit dem selbständigen politischen Gedanken und richtete sie an eine Menschheit, die in Folge der geistigen Erweckung des Jahrhunderts politisch zu denken begonnen hatte. Man stellte den Staatsgesetzen leitende Vernunftsätze voraus, die allgültig waren; man bezeichnete einen gewissen Geist der Freiheit und Menschlichkeit, der, von allen besonderen Verhältnissen absehend, jede besondere Gesetzgebung als allgemeiner Grundsatz voraus bestimmen sollte. Diese beiden Eigenschaften des Idealismus und Universalismus, jene Bewußtheit des politischen Gedankens und seine Allgemeingültigkeit, waren es, die seitdem eine gänzliche Veränderung in den politischen Zuständen und Bildungen der Welt bewirkt haben, indem sie stufenweise die Völker politisch emancipirten, den Geist und die Kraft ausbreiteten, der die amerikanische Revolution selber erzeugte, die Theilnahme der Vielen an ihren staatlichen Interessen und Schicksalen erweckten. Die furchtbare Gewalt, die in jenen beiden Eigenschaften der amerikanischen Staatsgrundsätze gelegen war, empfand man nicht sogleich. Erst als sie ihre ersten Wirkungen in Frankreich machten, als dort dieselbe Bewußtheit und Allgemeinheit der politischen Ziele hervortrat, als die Männer von 1789 ihre Revolution als einen Schritt zur Befreiung von ganz Europa, als ein Denkmal errichtet zur Belehrung der ganzen Menschheit priesen, erst da zitterten die Anhänger des Alten in England, die noch kurz zuvor der amerikanischen Freiheit das Wort gesprochen hatten.

Von da an schlossen sich die Kabinette in volksfeindliche Verbindungen zusammen und bekämpften mit einer ganz tendentiären Politik die neuen Grundsätze der gesellschaftlichen Organisation, wie man früher Kriege gegen kirchliche Bekennnisse geführt hatte. Am bestimmtesten hat damals Gentz den völligen Umschwung geahnt, der in Kraft dieses neuen Geistes in dem ganzen Charakter der Geschichte eintreten müsse. Er sah, daß in allen früheren Revolutionen in Deutschland, Holland, England nur ganz nationale, örtliche, besondere Zwecke, und selbst diese ohne klare Bewußtheit, angestrebt wurden, während diese Revolutionen in Amerika und Frankreich ganz universell, in Beweggründen, Zwecken, Grundsätzen auf alle Zeiten und Völker anwendbar seien. Darin sah er ihre Kraft und Bedeutung gelegen, und in der Bewußtheit ihrer Zwecke die dauernde Gefahr: denn diese überlebte die Revolution selbst, vererbte sich auf die Massen und ward ein Gemeingut der Welt.

Rückschlag der freiheitl. Bewegung von Amerika nach Europa.

Bei der Ueberwanderung der amerikanischen Freiheit nach Frankreich bewährte sich ihr universeller Charakter gleich in dem stärksten Maaße. Der Zug aller staatlichen und religiösen Freiheit, der sich bisher nur unter germanisch-protestantischen Völkern von Ost nach West bewegte, stemmte sich in Amerika an einer natürlichen Gränze und sprang nun von West nach Ost zurück. Die politische Idee hatte sich in Amerika von der religiösen Beimischung gelöst, ja sie hatte sich unter dem dortigen reinen Demokratismus, unter dem die Glieder aller Nationen gleich befriedigt lebten, selbst von nationalen Beschränkungen frei gemacht. Die germanisch-protestantische Besonderheit war nicht länger eine Bedingung ihres Weiterwirkens. Sie eroberte bei ihrer Rückwendung zuerst das größte der katholischen und romanischen Völker. Eine ganz neue Welt war ihr damit zum Spielraume geöffnet. Wie einst der orien-

talische Despotismus den Anstoß zu den absolutistischen Ordnungen in Europa gegeben, so begann jetzt die im Occident zur Herrschaft gekommene Demokratie ihre Wirkungen in der entgegengesetzten Richtung auszuüben.

Sollte der Verfall der romanischen Völker noch einmal von neuem Gedeihen ersetzt werden, so konnte Frankreich allein mit dem Beispiele vorangehen, das von den neueren freiheitlichen Regungen früher wenigstens berührt war, das so eben eine große geistige Revolution durchgemacht hatte, das durch seine Berührungen mit England zu einem steten politischen Wetteifer gespornt war. Die Gefahr, der Frankreich im 18. Jahrhundert entgegen ging, war, daß es in dieselbe politische Schlafsucht, in dieselbe moralische Versumpfung verfallen werde, wodurch Italien und Spanien alle äußere Macht und alles innere selbständige Leben verloren hatten. Frankreich sah den unermeßlichen Vorsprung vor sich, den ihm England abgewann durch die freie Bewegung in seinem Staate, durch das selbstthätige und fortschreitende Wesen, das diese dem Nationalcharakter aufdrückte. Es mußte nothwendig streben, die Hülfsmittel und Kräfte auch sich eigen zu machen, die aus der Theilnahme des Volks an der Staatsleitung entspringen. Es war daher ein richtiger, noch mehr nationaler als aristokratischer Instinkt, der den Engländern wie Pitt einen so unverhohlenen Haß gegen die französische Staatsveränderung einflößte. Sie fürchteten die verjüngende Kraft, die Frankreich aus einer ähnlichen Verfassung ziehen würde, wie ihre englische war; und Pitt tröstete sich daher gern damit, daß die Bourbons die Früchte einer solchen Ordnung doch nicht zu pflücken wissen würden. Für den Engländer lag, vollends am Anfang der Revolution, diese Vorstellung allein nahe, daß sich Frankreich die von Montesquieu so sehr empfohlene englische Verfassung geben würde. Die Besorgniß, daß

Französische Revolution.

die amerikanische hier Boden fassen könne, daß Rousseau und nicht Montesquieu Recht behalten werde, veränderte sich bei den Ausschweifungen der Republik und verschwand seit Napoleons Dictatur. Auch schien es widersinnig, die Ordnungen jenes Jugendstaates auf ein hinfälliges Alter, die einfache Sitte der Freiheit auf eine überspannte Civilisation, die Gleichheit auf eine Gesellschaft übertragen zu wollen, in der noch so viel Unterschied war. Es schien undenkbar, daß man sich so vieler Einrichtungen und Kräfte im Staate begeben wolle, aus deren Erhaltung England so großen Vortheil gezogen. Aber diese Einrichtungen und Kräfte hatten in Frankreich nicht die wohlthätige Wirkung im Staate bewährt, die allein in England ihre Erhaltung möglich gemacht hatte. Wie lockend waren dem Franzosen die neuen Staatstheorien seiner Literatur gegen die alten Staatseinrichtungen, die ihn beschämten und drückten! wie geneigt machte ihn die Vergleichung beider zum völligen Umsturz des veralteten Zustandes! Frankreich hatte eine innere Verfassungsgeschichte, aber eine leidige. Es hatte Formen, aber abgenutzte. Es hatte Ueberlieferungen, aber verhaßte. Das Königthum war hier eine dauernde Despotie geworden, die Militärmacht ihre Stütze. Die ständischen Rechte waren seit 200 Jahren verloren. Die Provinzialeinrichtungen waren ohne Zusammenhang und Plan. Das Bürgerthum, der ökonomisch wichtigste Theil der Gesellschaft, war ohne Vertretung. Die Aristokratie war der steuerfreie Besitzer von mehr als der Hälfte des französischen Bodens, der Bedrücker der rechtlosen Menge; dabei in politischer Bedeutung ein hinsterbender Körper, der sich nachher in der berühmten Augustnacht (ein in England ganz undenkbarer Schritt) vollends selber tödtete. Dieß waren die Zustände, an denen der Reformversuch der Turgot und Malesherbes gescheitert war, die aber durch jene innere Revolution in den Geistern längst untergraben waren, unter der alles Vorurtheil erschüttert und die überkommene Achtung vor

bestehenden Dingen längst vertilgt worden war. Es war daher nicht denkbar, daß hier mit so verwittertem Materiale ein konstitutioneller Staatsbau in so leichter Mühe ausgeführt werde könnte wie in England, in einer Zeit wo das Königthum langeher durch die Einebenung der Gesellschaft, und die Literatur durch ihren freisinnigen Gegenschlag gegen allen Regierungsdruck den öffentlichen Geist angefangen hatten zu demokratisiren. Es war aber eben so wenig denkbar, daß dieser demokratische Geist mit so leichter Mühe, wie in Amerika geschehen war, die alte Gesellschaft und ihre Ordnungen überwunden hätte. Denn immer waren diese Ordnungen da; und was die Amerikaner in England hinter sich gelassen hatten, sollte hier im Raume abgestoßen werden. Dieß in einem ersten Anlaufe zu erreichen, vermochte selbst die Schreckensherrschaft nur vorübergehend. Hätte sich Frankreich in seiner Revolution für Eine der beiden Verfassungen, die englische oder amerikanische, fest und bestimmt entscheiden können, so war für die künftige Herrschaft dieser Verfassung in Europa ein großer Ausschlag gegeben. Die Sache der Freiheit war in Frankreich und in dem Welttheile gesichert. Es war dann jenes Dreieck freier Staaten im Westen gebildet, das For für ein unüberwindliches Bollwerk gegen den Despotismus ansah. Diese Entscheidung aber war in Frankreich unmöglich. Die eigenthümliche Schwankung dieses Staates zwischen protestantischen und katholischen, germanischen und romanischen, freien und despotischen Elementen, auf die wir in seiner ganzen Geschichte hindeuteten, machte sich auch in dieser großen Krise wieder geltend.

Unsicherheit der neuen Verfassungen in Frankreich.

Dies Schwanken zeigte sich nicht etwa in jenen raschen Uebergängen, die die Revolution durchlief, von der unumschränkten zur beschränkten Monarchie, von da zur Republik und von da durch Oligarchie und Absolutie zurück zur konstitutionellen Monarchie.

Denn diese beschleunigte Bewegung durch alle geschichtlichen Entwickelungsstufen hindurch, dieß rasche Umlaufen (Revolviren) durch den ganzen Kreis eines Staatslebens liegt im Begriff und Wesen jeder Revolution, wie es in dem Wort und Ausdruck liegt. Auch in England hatte dieser selbe Kreislauf Statt; doch wies dort die Volksnatur in allen Phasen der Revolution mit Bestimmtheit auf die Eine herkömmliche konstitutionelle Staatsform zurück, von der sich die Absolutie nicht ganz lossagte, für die sich während der Republik die Proteste vieler Einzelner und eine Reihe von Auflehnungen aussprachen, zu der das Haupt der Republik selber freiwillig sich zurückwandte, die die Nation zuletzt in einträchtiger und ausdauernder Neigung wieder ergriff. Jenes charakteristische Schwanken des französischen Volkes zeigte sich vielmehr darin, daß weder diese instinktive Vorliebe für Eine bestimmte Verfassungsform sich im Verlaufe der Revolution, oder an ihrem Ende, oder in ihrer Fortsetzung kund gab, noch daß die verschiedenen Verfassungsformen, die man versuchte, je in sich rein und folgerichtig ausgeführt wurden. Dieß ist am auffallendsten in der zuerst versuchten Gestaltung eines konstitutionellen Staates (Verfassung von 1791). Der Hauptbegriff einer gemischten Verfassung ward dabei ganz aus den Augen verloren. Das Bürgerthum hatte sich politische Rechte erobert, nur um sie sogleich zu mißbrauchen. Statt daß es wie in England die nöthigsten monarchischen Rechte schonte und sich den oberen Ständen nur als gleichberechtigt zur Seite stellte, wurden jene königlichen Vorrechte so gut wie vernichtet, aller Adel und Pairschaft aber, jede erbliche Unterscheidung der Stände und alle Privilegien mit Einem Schlage abgeschafft. Indem aber der dritte Stand auf diese Weise nach oben hin ganz demokratisch allen Ständeunterschied und Vorrechte aufzuheben schien, schied er selbst wieder nach unten hin ganz aristokratisch einen vierten, politisch rechtlosen Stand, der sogenann-

ten Passivbürger, aus und schuf sich selber ein neues Vorrecht. In diesem Widerspruche konnte das Bürgerthum wenigstens desto folgerichtiger auf seine Alleinherrschaft bedacht scheinen. Auch dieß war nur Schein. In der Einleitung der Verfassung von 1791 ist der Grundsatz der Volksherrschaft, der Theilnahme Aller an dem Ausspruch des allgemeinen Willens, ausdrücklich festgestellt und fast alle wesentlichen Consequenzen einer ganz demokratischen Ordnung waren in die Verfassung eingegangen. Das Bürgerthum schuf sich daher oder begünstigte seinen natürlichen Gegner von unten, den vierten Stand, indem es sich gleichzeitig nach oben jeder Stütze beraubte und den Adel zur Auswanderung, die Geistlichen in die Widersetzlichkeit, den König zur Flucht trieb. So zerstörte die konstitutionelle Staatsform, die überall der Zeit und des guten Willens aller Theile zu ihrer Ausbildung bedarf, in dieser raschlebenden Periode und diesem zerrissenen Volke durch innere Widersprüche sich selber. Aber auch die viel einfacheren Staatsformen, unter denen man hierauf wechselte, litten an dem gleichen inneren Zwiespalt. Der vierte Stand ersiegte in seiner Revolution die Verfassung von 1793, die Republik, das allgemeine Stimmrecht, die vollendete politische Gleichheit der Gesellschaft, die Volksgewalt ohne Gränze, die Zustände der amerikanischen Demokratie. Statt daß aber dieses individualistische Prinzip folgerichtig (wie in Rousseau's Theorie und in aller demokratischen Praxis) zu einer Selbständigkeit, zur Selbstregierung der natürlichen Theile des Staates hätte führen sollen, wurde jeder föderalistische Gedanke, wenn er je ernstlich gefaßt war, in seiner Entstehung unter dem Uebergewicht der Hauptstadt erstickt. Die Republik wetteiferte mit dem Absolutismus in der Uebertreibung der Centralisation des Regiments nicht nur, sondern auch der Verwaltung, und erhielt dadurch dem Despotismus einen bereiteten Boden. Und wie dann Bonaparte die Absolutie Ludwigs XIV. zurückführte, einen Mili-

tärstaat mit einem neuen Lehenadel gründete und ein Universalreich herstellte, hielt dieser stärkste und eigenmächtigste aller Gewaltherrscher wieder den innersten republikanischen Kern der Revolution fest und stärkte ihre mächtigste Triebfeder, indem er dem französischen Genius folgend die Gleichheit hegte und pflegte und wesentlich demokratische Bestimmungen in seine Gesetzgebung aufnahm; und dieß hielt wieder den Weg offen zur Demokratie zurück. Wenn dies Schwanken zwischen ganz entgegengesetzten Richtungen und die Neigung zu Extremen in dem Nationalcharakter der Franzosen eine Nahrung fand, so ist es doch gerecht zu sagen, daß die äußeren Verhältnisse auch in diesen Zeiten wieder das Wesentlichste thaten, Frankreich in diese Extreme zu nöthigen. Die isolirte Lage Englands hat nicht allein ihr Theil an seinem Glück, sondern auch an der Weisheit seiner Verfassung und an der maasvollen Besonnenheit des Volkscharakters; keinem Volke des Festlandes ist der Weg zu dieser Eigenschaft und ihren Folgen so leicht gemacht worden. Wie Frankreich im 16. Jahrhunderte durch Spaniens drohende Größe auf den Weg zur möglichst starken Staats-Einheit zurückgenöthigt wurde, so kam es während der Revolution wiederholt zu solchen Gefahren, wo die Einheit immer wieder für das erste Staatsgut gelten mußte. Gerade aber die gemäßigteren Ordnungen, die konstitutionelle Monarchie Ludwigs XVI. und das Direktorium, zeigten sich zweimal nicht willig oder nicht stark genug, dem furchtbaren Bunde der europäischen Fürsten zu begegnen. Es bedurfte zuerst der Schreckensherrschaft des Wohlfahrtausschusses, um die Kräfte der ganzen Nation wirksam zu versammlen, und später des Universalstaats und der Militär-Despotie, um die großen Staaten des Ostens mit ihren eigenen Waffen zu schlagen.

Wirkungen der französischen Revolution nach außen.

Von der Zeit des Consulats an war vorauszusehen, daß das Werk der französischen Staatsveränderung, überschnell aufgebaut

und vorschnell umgestürzt, noch einmal müsse aufgenommen werden, um es langsam und mit Reife hinauszuführen. Die Revolution hatte in ihren ersten Stadien Einrichtungen geschaffen, die damals wieder zerfielen, aber die gesunden Grundsätze der Bewegung blieben zurück; sie durften auf die Länge hin weder von dem großen Eroberer, der für die untergehende Freiheit mit Macht und Ruhm entschädigte, noch von einer plumpen Restauration, noch von ihrer feineren Fortsetzung verletzt werden, ohne daß es sich mit der Zeit gerächt und zur Wiederherstellung der bestrittenen Freiheiten geführt hätte; und auch künftig wird die gleiche Verletzung zu dem gleichen Rückschlage führen. Selbst aber damals, als die ersten übereilten Früchte der Revolution vorzeitig abfielen, geschah dieß nicht, ohne für die gleichen Früchte den Samen über Frankreich hinaus auf fremden Boden auszuwerfen; und Frankreich schien bestimmt, die Frucht, die es aus seinen inneren Kämpfen allein hätte ziehen können, in den Welttheil als Saat auszustreuen. Dafür that Napoleon selbst das Außerordentlichste, gerade während er das Werk der Revolution in Frankreich selber zu zerstören schien. Despot nach innen, ist er nach außen der gefährlichste Revolutionär geworden, und dafür sahen ihn Oesterreichs Staatsmänner immer an, selbst als er am schärfsten auf die Wege des legitimen Monarchismus einlenkte. Er festigte die Ideen der Revolution dadurch, daß er nur das Haltbarste und Nutzbarste daraus verwirklichte und ausbreitete, mit Maas und Ordnung, und von oben herab. Er hatte die Unaufhaltsamkeit entfesselter Völker kennen gelernt, und er führte auf den Weg der Geschichte vor 20 bis 30 Jahren zurück, indem er, den Lauf der Revolution unterbrechend, die fürstlichen Reformen des 18. Jahrhunderts wieder aufnahm, die ihrerseits von der Revolution waren unterbrochen worden; indem er den Grundsatz jener Zeiten wieder aufnahm (den er Karl IV. in die Feder sagte): Alles für, nichts durch das Volk.

Diese Reformen hatten jetzt, was ihnen früher mangelte, den doppelten Nachdruck der Revolutionsereignisse und der Macht des Kaisers hinter sich. Sie brachen daher, auch in den katholisch-romanischen Landen, den Widerstand der Stände und des Volks und bewirkten in wenigen Jahren in allen Theilen der Welt Veränderungen, die ohne diese gewaltigen Anstöße noch Jahrhunderte von Vorbereitungen gekostet hätten. Das alte Spanien ward unter diesen Einflüssen jung und es wickelte sich hier im Laufe der Jahre aus einer Last von Schwierigkeiten eine neue Ordnung mühsam los, die das Land nicht mehr aus blos eigener Kraft geschaffen hätte. Der 300jährige Schlaf Italiens, seine religiösen Vorurtheile, seine politische Unerfahrenheit wurden erschüttert und unterbrochen und der größere Gesichtskreis nationaler Einheit eröffnet, dem der päbstliche Einfluß immer entgegengewirkt hatte, der seitdem langsam dem päbstlichen Einflusse entgegenwirkt. Die Einziehung von einigen hundert deutschen Stäätchen zerstörte hier die lehenstaatliche Zusammensetzung des Reichs mit Einem Schlage. Diese nothwendige Gewaltthat, die jetzt auf fremde Rechnung geschrieben wird und zu der sich die Deutschen aus sich selber nur schwer entschlossen hätten, gab die erste Aussicht auf eine größere staatliche Einheit Deutschlands; und die vergrößerten Kleinstaaten Napoleonischer Schöpfung sind seitdem der Heerd geworden, auf dem das Feuer der politischen Bewegung für das ganze Land unterhalten wurde. Preußen ward seit Steins Verwaltung in den Kreis der Staaten gerissen, die von oben herab durchgreifend reformirten nach Grundsätzen, die die Gesetzgebung ausdrücklich dem Beispiele der französischen Revolution entlehnt zu haben bekannte. Einigen der abhängigen Lande, dem Königreich Italien, Neapel, Westphalen, Spanien gab Napoleon Verfassungen. Es waren nur Scheinverfassungen, aber sie gewöhnten doch an einen Grad verfassungsmäßiger Freiheit und wurden für Einzelne eine politische Schule. In diesem Punkte

ging Napoleon über den Kreis jener fürstlichen, überall nur die Verwaltung betreffenden Reformen des 18. Jahrhunderts hinaus, aber nur vorsichtig. Sonst bewegte auch Er sich vorzugsweise in jenem Kreise, aber darin in dem großartigsten Zuge. Verbindung, Austausch, Verkehr, Zusammenhang kam durch ihn in die europäische Familie in einem Umfang, wie er nie früher gekannt war. Wie drückend und außerordentlich die Verhältnisse waren, die seine Continentsperre schuf, doch gab sie der Industrie Europa's einen ungeheueren Schwung. Der Umfang von Colberts einstiger Thätigkeit zieht sich auf einen kleinen Raum zusammen, gegen die unermeßlichen Strecken gehalten, wohin sich Napoleons Einfluß auf Nutzbarmachung von Land und Menschen, auf Canal- und Straßenbau, auf wissenschaftliche und technische Anstalten verbreitete. In die Verwaltung der Vasallenstaaten kam, je lastender sie war, desto mehr Ordnung, Einfachheit und Zusammenhang. Das Heerwesen ward neu in den veraltetsten Staaten. Das öffentliche Gerichtswesen herrschte im ganzen Westen und der Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetze drang mit dem Gesetzbuche Napoleons bis nach Polen. Geeignete Gesetze aus dem bürgerlichen Rechte Frankreichs wurden in Rußland aufgenommen und die Anregung zur bessern Einrichtung des Schulwesens wirkte bis auf diese Fernen. Den zähen Resten des Feudalismus ward nie ein allgemeinerer und stärkerer Schlag versetzt als durch Napoleons mächtige Hand. Die unteren Stände lernten erst seit dieser Zeit, diesen Kampf als ihre eigene Sache anfzunehmen und fortzuführen; und keine Feindschaft hat sich der Gewaltherrscher so wohl verdient, wie die des Feudaladels in ganz Europa. Wo die Immunitäten des Adels am größten, die Feudalherrschaft am meisten eingewurzelt war, in Neapel und Spanien, ward sie erschüttert und theilweise beseitigt, und ganz im Großen schwand in Deutschland der deutsche Orden und der reichsunmittelbare Adel hinweg. Der

gleiche Stoß traf die hierarchischen Mißbräuche. Es waren wohlthätige Gewaltsamkeiten, durch die der finstere katholische Geist in Baiern und ähnlichen Landen gebrochen, die geistlichen Güter eingezogen, die Klöster vermindert und wo es anging aufgehoben, den geistlichen Herrschaften in Deutschland ein Ende gemacht wurde. Die Säcularisation der geistlichen Staaten und Güter in Deutschland versetzte dem weltlichen Arme der Kirche, der sich hier über fast 2000 Q.-M. und mehr als 3 Mill. Menschen erstreckt hatte, einen stärkern Schlag als selbst in der Reformation geschehen war. Wie vieles von diesen Veränderungen hier und da auch wieder untergegangen ist, sie haben durch ihren tiefen Eingriff und ihre weite Ausbreitung die ganze Gesellschaft umgestaltet und der Geschichte der nächsten Zeiten ihren Charakter aufgedrückt.

Befreiungskriege.

Nicht allein dieß aber schlug zu Gunsten der allgemeinen Freiheit aus, was Napoleon den besiegten Völkern immerhin als Wohlthat und Verbesserung zubrachte, sondern in noch höherem Maaße das, was grade zu ihrer Unterdrückung geschah. Napoleon strebte in einer Zeit, wo man solch eine Erscheinung am wenigsten wieder erwartet hätte, mit mehr Glück und hellerer Absicht als irgend einer seiner Vorgänger nach der Gründung einer französischen Universalherrschaft. Er war in der Vertheidigung Frankreichs wie spielend zu großen Eroberungen gelangt; gestachelt durch seine Vorliebe für Italien, ermuthigt durch die blinde Hingebung seines Volkes, durch die Erbärmlichkeit der deutschen Zustände und aller Dynastien um ihn her, zu Vergrößerungen berechtigt durch den Raub Polens von Seiten der Ostmächte war er auf den Weg der Eroberungen gekommen; die tiefe Eifersucht des Franzosen gegen England trieb ihn, sie zu überspannen. England hatte sich für seine Verluste in Amerika reichlich in Ost- und Westindien und auf einzelnen kostbaren Punkten von Europa und

Afrika entschädigt, es hatte aus konstitutionellen und nationalen Gründen sich der französischen Republik entgegengesetzt, und setzte sich den Uebergriffen des siegreichen Emporkömmlings aus denselben Gründen entgegen, die einst Wilhelm III. gegen Ludwig XIV. gewaffnet hatten. England kämpfte für das Gleichgewicht Europa's in einem Kampfe, gegen den die karthagischen Kriege, womit ihn Napoleon verglich, auch abgesehen von dem Ausgang, verschwinden; und Napoleon setzte Hülfsmittel gegen das Inselvolk in Bewegung, wogegen die Kraftanstrengungen Karls V. und Ludwigs XIV. nur Spielwerk sind. Er hätte gern jeder europäischen Großmacht Alles geboten, die ihm einen immer treuen und eifrigen Bundesgenossen gegen England versprochen hätte. Er verkaufte im Trotze seines Eifers die kostbaren französischen Colonien in Nordamerika an die Vereinigten Staaten, wissend, daß er damit für alle Zukunft den Engländern einen härtesten Streich beibrachte. Er strebte England zu besiegen auf dem ungeheueren Umwege der Unterwerfung von ganz Europa. Er warf sich daher zum Kaiser des Westens auf, riß die eiserne Krone Italiens an sich, stellte in ausdrücklicher Nachahmung Karls des Großen dessen Weltreich, stellte in ausdrücklicher Nachahmung Karls V. Hierarchie und Pabstthum her, um in der Stütze auf den Katholicismus und in Benutzung des päbstlichen Ansehens ein Mittel zur Weltherrschaft mehr zu haben. Kein Universalherrscher vor ihm war in seinen Planen weiter gediehen als Er es zu der Zeit war, wo er Preußen halb vernichtet, Oesterreich völlig geschwächt, Rußland im Bunde, Holland, Italien und Deutschland unterworfen oder in Abhängigkeit hatte, und nun die Fürsten seiner Familie über Spanien und Portugal zu setzen dachte, womit er zugleich ihre amerikanischen Colonien an sich gezogen hätte. Im Verfolge der Eroberungen aber, der Einziehung der Throne, der Bedrückung der Völker, die dieser Weltherrschaft ein- oder anverleibt

wurden, sollten sich nun die Erscheinungen zeigen, die der Sache der Freiheit grade durch die Uebermacht der Herrschaft und die Ueberspannung der Willkühr zum Vortheil ausschlugen. Zunächst wurde die stumpfe Gewöhnung der Völker unter die Herrschaft der Monarchie oder die Unterwürfigkeit unter überkommene Dynastien erschüttert und der Heiligenschein um die thronenden Häupter zerstört. Anfangs wurde ein Gürtel von kleinen Republiken um Frankreich her gezogen, und als diese verschwanden, schadeten die neuen monarchischen Ordnungen, die an ihre Stelle traten, dem monarchischen Prinzip vielleicht noch mehr, als die Republiken selbst. Die Zerreißung der Stämme bei der Bildung der neuen Napoleonischen Vasallenstaaten zerriß mit dem nationalen Bewußtsein auch die Geschichte und damit die Wurzeln des Monarchismus. Dann aber schienen die vielen feindlichen Fürsten und Könige, die der Kaiser absetzte, vertrieb oder ächtete, die befreundeten, die so vielfach mißhandelt und gehudelt, die verwandten, die wie absetzbare Beamten behandelt wurden, die Welt zu erinnern, daß auch Fürsten nur irdische Menschen sind; was 1830 und 1848 unvergessen gewesen ist. Wie hatte sich die Gestalt der Dinge gewandelt, als in Erfurt der älteste der Cäsaren bei dem Fürstenhofhalt ausgeschlossen ward und neben einem halbasiatischen Czaren, dessen Macht verhältnißmäßig noch sehr jung war, der neue Emporkömmling stand, mächtiger als Alle, und der seinerseits in kurzer Zeit auch von seiner Höhe herabfallen sollte! Diesen Fall hatten die wechselnden Bündnisse der Fürsten nicht bewirken können, die Anstrengung der Völker setzte ihn durch. Napoleon hatte den Haß der Fürsten und des Adels gereizt, er reizte thöricht durch sein unerhörtes Spiel mit der Selbständigkeit der Nationalitäten, durch das Uebermaas seiner militärischen Besetzungen und Lasten und die schnödeste Verletzung der materiellen Interessen der Völker auch diese; Frankreich selbst war über dem Druck auf Person und

Eigenthum, über Conscriptionen, Prevotalhöfen und droits réunis seines Ruhmes und seiner Herrlichkeit müde geworden. Napoleon hatte 1808 den Stolz aller Nationen einmal gegen den Stolz Englands zu waffnen gehofft, aber England waffnete vielmehr die Entrüstung aller Völker gegen seinen Uebermuth und seine blinde Rücksichtslosigkeit. Der Druck auf die nationale Freiheit, die Politik der Entnationalisirung regte in einem natürlichen Gegenstoße das Selbstgefühl in den Völkern auf, das ihr politisches Erwachen überhaupt anzeigte. Wie Spanien in unwillkührlicher Bewegung aufstand gegen Frankreich, erschien England, das die Kabinetskriege der Ostmächte nur aus der Ferne und lässig unterstützt hatte, mit Rath, mit Geld und Soldaten zugleich zu seiner Hülfe; denn dort ward den Monarchen des Festlands das Beispiel und die Lehre gegeben, wie und mit welchen Mitteln allein die nationale Unabhängigkeit zu erhalten sei. Die Volkskriege in Spanien, Rußland und Deutschland verkündigten örtlich die neue Zeit auch jenseits Frankreichs und zeitlich über die Dauer der Franzosenherrschaft hinaus. Die Waffen der Monarchen selbst wurden demokratisch; der Kampf gegen den Tyrannen ward im Namen der Völkerfreiheit von Heeren geführt, in denen der nationale und politische Begriff lebendig war; und er ward mehr für die gemäßigten Grundsätze der Revolution geführt, als gegen sie. Darin lag der Wendepunkt der Zeit, der das Ende der Revolution nicht minder revolutionär machte, als ihr Anfang gewesen war.

Es war im Verlaufe der französischen Umwälzung nach den beiden Enden der demokratischen Schrecknisse und der fürstlich-militärischen Gewaltherrschaft hin in furchtbaren Gegenwirkungen das Grellste und Aeußerste geschehen; die innere Freiheit Frankreichs und die äußere Unabhängigkeit fast aller europäischen Nationen war unter Napoleon verloren gegangen, und weder fand Reaktionen.

sich Frankreich für seinen Verlust durch die Macht und Größe entschädigt, noch Europa durch die freieren Einrichtungen, die der Kaiser ihm darbrachte; es wurde die europäische Bewegung von **1813** nöthig, die Pitt schon **1805** vorhergesagt hatte, um die überspannten und unerträglichen Verhältnisse des Welttheils wieder in eine natürliche Lage zu setzen. Zu einer solchen natürlichen Lage schien es nach den in den Ereignissen selbst gelegenen Lehren möglich zu gelangen, wenn man äußerlich die vielen Verletzungen der Selbständigkeit der Völker gutmachte, und innerlich zeitgemäße Freiheiten und Volksrechte in aufrichtiger und treuer Verständigung begründete, auf einem mittleren Wege zwischen jenen äußersten Ueberspannungen der Volksherrschaft und der fürstlichen Allgewalt. Napoleon, als er von Elba rückkehrte, schien diese Lehre, wie sehr sie seiner Natur widerstrebte, begriffen zu haben. Er ließ verkünden, daß er mit einem neuen, inneren und äußeren Systeme zurückkehre; daß er in Uebereinstimmung mit dem Volke eine freie Verfassung wolle und daß er den Gedanken des großen Reiches aufgebe, nachdem die europäische Bewegung für den Frieden und die Unabhängigkeit der Völker ihn in seinem Siegeslaufe aufgehalten habe; das Genie habe gegen das Jahrhundert gekämpft, das Jahrhundert sei Sieger geblieben. In dieser gewonnenen Einsicht war der Sinn der Ereignisse meisterhaft getroffen. Aber Ehrgeiz und Leidenschaft hätten unfehlbar diese Einsicht, je länger dem Kaiser der Thron geblieben wäre, desto mehr wieder übermeistert; dem Zwange, den er sich in den hundert Tagen anthat, antwortete das Mißtrauen aller Theile der gebildeten Gesellschaft. Man hatte an seinem Beispiele, dem größten das angestellt werden konnte, noch einmal erfahren, daß auf fürstliche Reformen von oben herab nicht zu bauen sei, und daß für die Völker nur d i e Freiheiten ein verlässiger Besitz sind, für deren Erwerbung und Behauptung sie sich selbst in Bewegung

setzen. Und die Erfahrung wiederholte sich, als an Napoleons Stelle der Bund der Mächte die europäischen Dinge zu leiten begann. Auch sie schienen anfangs von der Erfahrung gelernt zu haben und die Beruhigung der Welt durch dieselbe doppelte Fürsorge herstellen zu wollen für die äußere Unabhängigkeit und eine gemäßigte innere Freiheit der Völker. Aber auch jetzt ging sogleich die Lehre der Erfahrung verloren unter der Praxis des Verfahrens und die guten Grundsätze unter der Ausführung. Auf dem Wiener Congresse würfelte man die Staaten und Völker, für deren Unabhängigkeit man aufgestanden war, nach Willkühr und zufälligen Interessen wieder durcheinander. Man hatte für Frankreich, für Spanien, für Polen, für Preußen, für alle Staaten Deutschlands verfassungsmäßige Freiheiten verheißen, aber bei den ersten Anzeichen, daß die Völker ihre Verfassungen auch gebrauchen wollen, unterdrückte man Freiheit und Verheißung.

Uebergang zur neuesten Geschichte.

Von hier an bildet die Geschichte des 19. Jahrhunderts einen geraden Gegensatz gegen die Zeit des 18. Jahrhunderts, wo jene fürstlichen Reformen eine übereinstimmende Bewegung in dem ganzen Welttheile hervorgerufen hatten. Sie setzt unmittelbar, in einer naturgemäßen Weiterbildung, in den Räumen des ganzen Welttheils fort, was die französische Revolution, jene Reformen unterbrechend, in Frankreich gethan hatte. Eine Reihe von Staatsveränderungen werden fast in allen Theilen Europa's und selbst Amerika's angegriffen, bald durchgesetzt, bald gehemmt, rückgängig gemacht und wieder aufgenommen; aber es sind nicht mehr Veränderungen, die von Ministern und Fürsten verordnet werden, sondern sie werden durch Volksbewegungen bewirkt, und die Reaktionen dagegen, die damals von dem Volke ausgingen, gehen jetzt von den Fürsten aus. Diese Bewegungen laufen in einem doppelten Geleise: innerlich nach freieren Staatsordnungen, äußerlich nach Wahrung der Unabhängigkeit der Völker und Stämme, nach einer politischen Scheidung, die der natürlichen Scheide der Nationalitäten und Sprachen gemäß ist. Die zwei großen, unter Napoleons Weltherrschaft gemachten Erfahrungen der unterdrückten inneren Freiheit und der verletzten äußeren Selbständigkeit scheinen auch jetzt noch mit so schwerem Eindruck auf dem Jahrhundert zu lasten, daß alle größeren Begebenheiten der letzten Jahrzehnte sich als Gegenwirkungen gegen die Fortdauer oder die Wiederkehr

dieser Erfahrungen darstellen. Die Bewegungen der Zeit und der Völker setzen sich auf diese Weise in eine doppelte Beziehung zu den beiden größten Ereignissen der vorhergegangenen 25 Jahre, zu der französischen Revolution und ihren Bestrebungen nach innerer politischer Emancipation, und zu den Befreiungskriegen und ihrer Abzweckung auf nationale Abscheidung und äußere Unabhängigkeit der Völker.

Uebersicht der Volksbewegungen des 19. Jahrhunderts.

Die Freiheitskriege, die Napoleons Herrschaft stürzten, vorzugsweise den spanischen und deutschen, bezeichneten wir als den Wendepunkt, der das Erwachen des politischen Bewußtseins und Selbstgefühls in den Völkern außerhalb Frankreichs anzeigt. In beiden Ländern hoffte das Volk mit der äußeren Befreiung auch eine innere zu erlangen; es hatte die Waffen für die bedrängten Fürsten ergriffen, in der Hoffnung auf so viel Dank (wie Jovellanos an Sebastiani schrieb), daß man die alten Mißbräuche abstellen werde, die die Ursache des eingetretenen Elends waren. An den spanischen Freiheitskrieg reiht sich dann der Aufstand der südamerikanischen Colonien an. Sie strebten anfangs nur nach Abwerfung des unerhörten inneren Drucks, wurden aber durch den unzeitigen Widerstand der spanischen Centraljunta von 1811 zu der ersten Erklärung ihrer Unabhängigkeit (Manifest von Venezuela) getrieben, in der sie wie Nordamerika, unter der Berufung auf den Geist der Zeit, mit der ursprünglichen Gleichheit der Natur ihren Abfall rechtfertigten.

Die amerikanischen Freiheitskämpfe wirkten dann 1820 auf die Cadixer Expeditionsarmee zurück, sich zu Gunsten volksthümlicher Einrichtungen gegen den Thron zu empören, den die aufopferndsten Anstrengungen der Nation wieder hergestellt hatten; und dieß war der Anfang der zähen und unter vielfachen Hemmungen vorschreitenden Staatsveränderungen, die dieß Land, das

die Last des Lehenwesens und der unumschränkten Fürstengewalt am härtesten und längsten getragen, der neuen Ordnung der Dinge zu erobern trachten. Die Bewegung dieser Zeit ergriff mit Ausnahme Frankreichs den ganzen romanischen Süden, Portugal, Neapel, Piemont; die Einigkeit Oesterreichs und Rußlands aber hielt damals Italien mit Leichtigkeit nieder und beherrschte selbst Frankreich in dem Maaße, daß dieses die spanische Revolution unterdrücken mußte.

Die Bewegung in Spanien hatte aber unter anderen auch die Folge gehabt, daß sie den Aufstand Griechenlands, der durch geistigen und materiellen Aufschwung, durch französische Vorspiegelungen und russische Aufstiftungen lange vorbereitet war, unter dem allgemeinen Anstoße beschleunigte; und hier rangen in glücklichem Zusammentreffen die physischen Volkskräfte einer verwilderten Nation mit den christlichen und humanistischen Sympathien von ganz Europa zusammen, um, wenn auch spät und verkümmert, doch einen Erfolg zu erringen gegen die Künste der Diplomatie, in deren bisherige Eintracht hier und in Portugal die ersten Spaltungen kamen. Die politische Schlafsucht zu brechen, die in Folge der Erschöpfung nach den großen frühern Bewegungen über dem Welttheile lag, dafür wirkte die griechische Sache das Wesentlichste mit, deren Bedeutung von dieser Seite in Oesterreich gleich anfangs wohl gewürdigt worden war; sie übte auf die politischen Stimmungen, besonders in Frankreich, einen gewaltigen Einfluß. Ohne den durch sie veranlaßten Aufschwung waren die Verordnungen von 1830 schwerlich von jenen großen Folgen, welche den östlichen Bund der absoluten Mächte anfingen an ihrem Werke der Niederhaltung alles Volksgeistes verzweifeln zu machen, das seit 15 Jahren so erfolgreich hinausgeführt schien.

Die Julirevolution ward dann der Ausgang einer hoffnungsvolleren Zeit. Sie löste den einschläfernden Zauber, der von der

russisch-österreichischen Staatskunst bisher geübt worden war; England war über den französischen Feldzug in Spanien, über den reaktionären Entwürfen Oesterreichs, die bis nach Amerika reichen sollten, über Rußlands Zusammenhang mit der bourbonischen Staatskunst aufmerksam geworden, und gebot dem Laufe der Reaktion Einhalt; Frankreich erhielt nach außen seine Selbständigkeit und natürlichen Verbündungen wieder und kehrte innen zu den verlorenen Grundsätzen seiner Revolution zurück. Der Juliaufstand gab den Anstoß zu den neuen Ereignissen, die Spanien verjüngten, er veranlaßte die Reform in England, er demokratisirte die Schweiz, er trennte Belgien von Holland, er stachelte Polen zur Empörung; selbst in Deutschland, wo der Volkscharakter, die Zertheilung, die drückende Nähe des östlichen Fürstenbundes jede Bewegung fast unmöglich machten, gelangen einige rasche Veränderungen wenigstens in den Staaten, wo das sittliche mehr als das politische Gefühl durch verderbte Fürsten oder Regierungen empört worden war.

Ueberall geht in dieser allgemeinen Aufregung Europa's die Richtung der Bewegungen nach innerer Freiheit oder nach äußerer Unabhängigkeit, und meist nach beiden zugleich. Auch in dem, was in dem ruhigeren Gange der öffentlichen Dinge Bemerkenswerthes in diesen Zeiten geschah, ist besonders der letztere Zug, nach nationaler Selbständigkeit und Stammunabhängigkeit, überall wirksam. Südamerika zerfiel in kleine Staaten. Die Türkei zerbröckelt mehr und mehr in ihre Bestandtheile. In allen ihren Provinzen regt sich eigenes Leben. Die Abreißung Aegyptens und Syriens ward im orientalischen Stile versucht. In Spanien regte sich der alte Stammgeist der baskischen Lande, in Italien der von Sicilien. Irland betrieb die Repeal, und Schleswig-Holstein seine staatliche Selbständigkeit. In Ungarn begann ein politisches Leben; das slavisch-illyrische, das czechische Element in Oesterreich,

das polnische in Posen begann in neuer Bewegung zu gähren. In dem ganzen nichtdeutschen Oesterreich ging der politische Widerstand, der anderwärts dem Regierungssysteme entgegen steht, auf Abtrennung und Auflösung aus. Im Widerspruch mit den weltbürgerlichen Lehren des Tags, die alle Völkerunterschiede verwischen möchten, suchen sich überall die Stämme nach Sprache und Sitte zu trennen, fremde Herrschaft abzuschütteln, ein vielgestaltiges, der Freiheit günstiges Leben zu schaffen. Ja selbst was mit dem Geiste der gegenwärtigen Geschichte im Widerspruch zu stehen scheint, ist in der That nur eine andere Bethätigung desselben Geistes: während die Bestandtheile künstlich zusammengesetzter Staaten sich lösen, streben die Theile der lockeren Staatenbünde zu größerer Einheit zusammen; nach Einem Gesetze sucht sich dort das unnatürlich Vereinigte zu trennen und hier das unnatürlich Getrennte zu vereinigen.

Diese größere Einheit erstrebte die Schweiz in den 30er Jahren vergebens und erlangte sie plötzlich nach dem neuen Anstoße, den die Februarrevolution 1848 von Paris aus gab; Deutschland und Italien erstrebten sie auf eben diesen Anstoß, aber dieses erste Mal gleichfalls vergeblich. Die Neuheit und Größe dieser beiden Versuche streitet an innerer Bedeutung mit der weiteren Folge der Pariser Bewegung von 1848, daß zwei der Oststaaten des heiligen Bundes von dem Stoße der Revolution zum ersten Male erreicht und in ihrem Innersten erschüttert wurden, der Eine davon mit dem Abfall seiner Staaten in Italien und Ungarn bedroht war. An allen den drei Reichen im Süden, die in den ersten Jahrhunderten der neueren Zeit die mächtigsten Impulse gegeben hatten, hat sich nach der Reihenfolge ihrer inneren Schwächung in dieser neuesten Zeit die Auflösung versucht; an Spaniens Colonien mit großen Erfolgen, an der Türkei mit verschiedenen kleineren, an Oesterreich mit einem vereitelten. Trotz dieser Vereite-

lung wird hier, im Südosten wie im Nordosten, der Geschichte der Volksbewegungen dieses Jahrhunderts ein neuer Raum, auf dem die Völker ihre eigene Thätigkeit seit langen Zeiten ausgesetzt hatten, geöffnet bleiben, nachdem das monarchische Prinzip hier einen Stoß an den Stätten erlitten, wo es am gesichertsten schien; und den schlimmsten Stoß nicht durch das, was in der Bewegung gegen die Monarchie, sondern nach derselben durch die Monarchie geschah. An dem Heerde der europäischen Bewegungen aber, in Frankreich selber, war der Monarch, der vierte in 60 Jahren, gewaltsam gefallen und die Monarchie zerstört. Die Republik war mit den schroffsten Grundsätzen der Revolution zurückgekehrt. Die erregten Geister brüteten über noch ausschweifenderen Grundsätzen und Revolutionen, die inzwischen zu einem von Wenigen geahnten Rückschlage führten. Der Zukunft aber bleibt ein Räthsel gestellt, an dessen Lösung Viele verzweifeln, oder dessen Lösung die Menschen, nach ihren verschiedenen Neigungen und Leidenschaften, von ganz entgegengesetzten Seiten erwarten und in ganz widersprechenden Deutungen suchen.

Von Einer Seite betrachtet, kann es scheinen, als seien diese Bewegungen und ihre Zwecke bestimmt, an der Ordnung und Festigkeit des Bestehenden zu scheitern. Wo in Folge derselben freiere Staatsordnungen begründet wurden, im Südwesten der romanischen Nationen, da könnte man, wie in Spanien, ihre wohlthätige Einwirkung und, wie in Portugal, selbst ihre Dauerfähigkeit bestreiten; und auch in Frankreich hat die Revolution des Juli zu keiner ächten verfassungsmäßigen, und die des Februar noch viel weniger zu republikanischer Freiheit geführt. Was ferner von allen jenen nationalen Abtrennungen wirklich gelungen ist, beschränkt sich auf die Unabhängigkeit der spanischen Pflanzlande, Belgiens und Griechenlands, und diese Erfolge, die Siege der Schwächsten

Rußland und die Stabilität.

gerade, scheinen sich, mehr als aus den Anstrengungen der befreiten Völker selber, aus den zufälligen Vortheilen der politischen Lage und aus dem Interesse zu erklären, das mächtige Staaten, und namentlich England, am Gelingen dieser Bewegungen hatten. Dagegen sind Ungarn, Polen, Sicilien, die Lombardei und Schleswig-Holstein wieder unterdrückt worden, die Republik in Frankreich ist gefallen, die Einheitsversuche in Deutschland und Italien sind mißlungen. Der östliche Fürstenbund ist siegreich geblieben über die Streifzüge der Revolution in seinem Gebiete. Das Dreieck dieser eng verbündeten Staaten, in denen der gemeinsame Raub Polens das gemeinsame Interesse erzeugt hat, mit einer gleichen volksfeindlichen Richtung ihrer inneren Politik den Widerstreit ihrer übrigen äußeren Interessen und selbst die Eifersucht der Macht zu überwinden, scheint an Festigkeit und Gewicht jenes Fox'sche Dreieck im Westen weit zu überbieten, das ohne feste Verbindung ist, gebildet von drei an Macht und Industrie wetteifernden Staaten, von welchen zwei sich in ganz verschiedenen Verfassungen bewegen, und der dritte zwischen anderen Formen hin und herschwankt. In jenem Ostbunde steht Rußland als das ausgedehnteste Reich zweier Welttheile, von einer unversehrten Nationalität, unberührt in seinem Kerne von dem was Europa bewegt. Es hat neuerdings das große Oesterreich durch seine rettende Hülfe in Ungarn bis zur Abhängigkeit verpflichtet, und Preußen hat es immer in seiner Abhängigkeit gehabt, seit es in die Erbschaft der Napoleonischen Weltmacht eintrat. Denn dieß war das schwere Gegengewicht, womit Napoleon die vielen wohlthätigen Staatseinrichtungen, die er ausbreitete, aufwog, daß er, scheiternd an dem Plane, die Zukunft der Welt auf die Uebermacht Frankreichs zu begründen, sie vielmehr Rußland über- und hinterlassen zu haben schien. Seitdem er sich diese Macht in dem Tilsiter Frieden zu dem starken Freunde kaufte, den er gegen England auf

dem Festlande gebrauchte, ihr Finnland überließ und, so viel an ihm war, auch die Donaufürstenthümer dahingab, ihr zu Gefallen Polen unhergestellt ließ und den Rath Talleyrands verschmähte, ihr durch Vergrößerung Oesterreichs an der Donau ein gleichstarkes Gegengewicht zu geben, nährte er die Anmaßung, mehrte er den Einfluß, vergrößerte er den Anwachs dieses übermächtigen Staates, und steigerte Alles zusammen noch unermeßlich, als das Gegengewicht seines eigenen Reiches zu Boden fiel. Ein stets gleiches Glück hatte, wie in diesem letzten, so in jedem früheren großen Zeitraume der russischen Geschichte dieß Reich getragen. Begründet von Peter dem Großen zu der Zeit, wo Frankreichs Macht am höchsten stand, aber gleich darauf tief herabsank, wuchs es schleunig zu riesiger Größe an unter Catharina II. in dem ersten polnische Raube und dem ersten türkischen Kriege, als England gerade in Ostindien seine Vergrößerungen begann, aber gleich darauf durch den Krieg beschäftigt war, der ihm Amerika kostete; es steigerte seine Macht durch die letzten Theilungen Polens, als Frankreichs republikanische Waffen überall siegreich waren, aber gleich darauf zuerst an den russischen einen gewachsenen Gegner zu finden schienen; es trieb seine Macht endlich auf die Spitze unter Napoleons Gunst, als dessen großes Reich ihm noch die Wage halten konnte, das aber gleich darauf zerfiel, und dieß zwar wesentlich mit Rußlands Widerstand und Bemühung. In allen vier Zeiträumen lagen die beiden Mächte, die vereinigt diesem ungeheueren Anwachse allein hätten Stillstand gebieten können, England und Frankreich, jedesmal in den verbittertsten Kämpfen. Frankreichs starke und schwache Könige, seine republikanischen Jakobiner und sein absolutistischer Kaiser haben gleichsam gewetteifert, dem nahen nationalen Feinde widerstehend dem entfernteren europäischen Feinde in die Hände zu arbeiten.

Als ob es gälte, dem Fortschritte der Freiheit jede oberflächliche Eile zu wehren, droht daher heute die Universalherrschaft, die Fessel der Bildung und Freiheit, gefahrvoller sollte es scheinen als je, nicht mehr von den katholisch-romanischen Völkern aus, die von dem germanischen Geiste mehr und mehr angesteckt wurden, sondern von den griechisch-slavischen, die allen europäischen Stämmen an Cultur und Religion feindselig gegenüberstehen. Es sind rohe Massen in unwirthlichen Gebieten, die zum Verlassen mehr auffordern als zum Bleiben. Massen, die handlich in der Hand eines Despoten und Eroberers sind, von Einem Glauben zusammengehalten, dessen alleiniges Haupt, der Czar, alle weltliche und geistliche Macht in jenem furchtbaren Verbande besitzt, der von den Universalherrschern des Westens so eifrig gesucht ward. Was die Gefahr noch immer höher steigert: in diesen slavischen Stämmen wird das Gefühl eines feindlichen Gegensatzes gegen Europa, einer großen Gemeinsamkeit, eines weltgeschichtlichen Berufs, die überbildete Gesellschaft zu verjüngen, durch eine panslavistische Literatur und Politik unterhalten, was den Zusammenstoß zweier verschiedener Staatsprinzipien zugleich zu einem großen Kampfe der Volksstämme zu machen droht. Dieß ist noch nicht Alles, was die Aussichten Rußlands ins Gränzenlose auszudehnen verspricht. Auch im Räumlichen ist dieselbe Gunst der Verhältnisse zu bemerken, wie in den Beziehungen des Staats, der Stämme, der Religionen. Schon hat Rußland die Türkei um große Gebiete in Asien und Europa beraubt, es hat in allen griechischen Bekennern im Oriente natürliche Verbündete. Gelänge es ihm bei einer glücklichen Gelegenheit, das türkische Reich zu verschlingen, so hätte es außer diesem unschätzbaren Erwerbe im Rücken das größte, der Wiedergeburt bedürftige Festland, das ihm eine unermeßliche, zusammenhängende Herrschaft, eine unweit

nützlichere und sicherere Machtausdehnung entgegenböte, als sie je Spanien oder England in ihren Pflanzstaaten besessen haben.

Was über diese Gefahren von Osten her auf der anderen Seite beruhigen mag, sind die Erfahrungen aller früheren und auch die der neuesten Geschichte selbst. Was einem Manne wie Napoleon, von Frankreich aus, mit Franzosen und mit dem halben Europa im Bunde, nicht gelungen ist, das möchte Rußland noch schwerer werden auszuführen. Viel weniger hätte man erwartet, daß Oesterreich, getheilt in eine bunte Verschiedenheit von Nationen, mit Beamten und Subalternen noch einmal das System des dépayser, des Gesammtstaates, oder eines großen Reichs der Mitte versuchen würde, ein System, das dem fähigsten Gewalthaber, Soldaten und Staatsmanne mit dem einheitlichsten Volke fehlschlug, das in Oesterreich selbst dem edlen Joseph mißlungen war, und an dem sich selbst eine verbundene Napoleonische Kraft und Josephinische Herzensgüte vergeblich versuchen würde. Universalherrschaften gedeihen nur auf den Trümmern verfallener Staaten und nach gänzlicher Erschöpfung der Volkskräfte. In dieser Hinsicht täuscht man sich leicht über das Alter Europa's und die angebliche Entartung seiner Civilisation. Dieser Welttheil zeugt von Zeit zu Zeit immer wieder große, ungenutzte und gesunde Kräfte aus seinem Schooße, ergänzt und erfrischt sich dadurch, daß er sich als Ganzes unter den wechselnden Anstrengungen seiner Theile bewegt, und hat als Ganzes den Höhepunkt seiner politischen Entwickelung noch lange nicht erreicht. Noch ist bis heute die Frucht der Bildung in Europa (seine politische und geistige Aufklärung, seine gewerbliche Thätigkeit und der Reichthum, den beides schafft) eine Quelle der Macht und des nationalen Selbstgefühls gewesen, nicht eines entnervenden Luxus und einer Käuflichkeit der Menschen. Und diese Güter und diese Macht könnten,

Schwäche des Conservatismus.

so lange sie nicht durch Ueberfülle in Uebel und Unmacht ausschlagen, nur von solchen Stämmen eingezogen werden, die die europäischen Völker auf dem gleichen Boden an den gleichen Gütern überböten und mit einer ähnlich begründeten Macht überwältigten. Dafür aber haben selbst die begabtesten slavischen Stämme wenige Anlage bewiesen. Die Böhmen haben eine Kirchenverbesserung vor Deutschland versucht, aber mit der Widerlage eines bildungsfrohen Volkes entging ihr die Haltbarkeit. Die Polen berathschlagten unter den günstigsten Verhältnissen mit Calvin über ihre Reformation, aber ihm ward bald der Ernst des Adels, ja die Aufrichtigkeit des reformatorischen Bedürfnisses in der ganzen Nation verdächtig. Böhmen versuchte auch seine Revolution und politische Selbständigkeit gegen Oesterreich in einem versprechenden Zeitpunkte, aber sie gelang nicht. Die Polen befragten Rousseau über eine Verfassungsveränderung, wie sie Calvin über ihre Reformation befragt hatten, und zu einer Zeit, wo die Mächte sie nicht in ihren Verbesserungen gehindert hätten; aber sie verschoben sie, bis die französische Revolution den Vorwand gab zu der schmachvollsten aller politischen Unthaten. Weniger als dieß Wenige hat sich bisher in Rußland gezeigt. Kein Bedürfniß religiöser Selbstthätigkeit und Fortbildung hat hier laut zu werden gewagt. In dem Adel hat sich kein körperschaftliches Streben nach einer aristokratischen Staatsbildung geregt. Die bürgerlichen und gewerblichen Entwickelungen sind weder von dem Volksgeiste noch von der Oertlichkeit unterstützt. Der Staat ist aus den Zuständen der orientalischen Despotie im Wesentlichen nicht herausgetreten. Wenn es sich daher einst um die Civilisation des Orients handeln wird, so wird vielleicht nicht Rußland dieser neuen Bildung die Bahn eröffnen, sondern diese Bildung vielmehr ihre Bahn in Rußland zu eröffnen haben. Was aber den Einfluß im Westen und die Widerstandsfähigkeit gegen die freieren Regungen in Europa be-

trifft, so sprechen die Erfahrungen nicht für beider Stärke. Der östliche Fürstenbund ist gegen diese Freiheitsbestrebungen ganz in der Vertheidigung; in der Geschichte sind aber die angreifenden Kräfte allein von wirksamem Vermögen. Die Ligue der Reaktion hat 1814, siegreich und ganz Europa im Gefolge, den ganzen Gewinn der Revolution in Frankreich nicht abzuthun gewagt. Nachher, mit den Bourbons im Bunde, die Kräfte Frankreichs auf ihrer Seite, wagte sie ein angriffsweises Vorgehen im dritten Jahrzehnte, aber die Kühnheit dieses Angriffs ward durch Cannings bloßen Fingerzeig auf die Volkskräfte, die England unter dem Banner seiner Freiheiten versammeln könne, erschüttert und ihre Erfolge wurden von drei Tagen des Juli 1830 mühelos hinweggespült. Damals ward gegen die Selbstbestimmung des französischen Volkes nicht ein Versuch mehr erhoben, und die absolutistischen Thronwerber auf der pyrenäischen Halbinsel hatten höchstens noch Geld zu ihrer Unterstützung. Nur als man Frankreich wieder ins Interesse gezogen hatte, hätte man 1848 wieder einigen Muth zum Angriff auf die Schweiz gehabt, aber der Februar schreckte auch damals in die Linie der Vertheidigung zurück. Die Revolution trat jetzt in Frankreich wieder in ihre schroffste republikanische Gestalt. Die Erfahrungen zeigten, daß Frankreich zu den stets wiederkehrenden Bewegungen dem Welttheile Beispiel und Anstoß gab; man wagte gleichwohl nicht, zwar am eigenen Heerde angegriffen, den Angriff zu vergelten. Die dynastische Politik hat die günstige Lage voraus, daß sie die politischen Verhältnisse überschlagen, beobachten und benutzen kann, was die erregten Massen nicht verstehen und was ihre Anstrengungen so oft fruchtlos macht; gleichwohl hat noch jede der flutenden Volksbewegungen des Jahrhunderts der Sache der Freiheit feste Gewinne gebracht, die keine Ebbe der Reaktion wieder wegnehmen konnte. Die conservativen Mächte belauschen unter kluger Vorsicht die Abspannung des öffent-

lichen Geistes und gewinnen der Erschlaffung jahrelang fortwährende Vortheile ab, um sie an Einen Tag der Bewegung plötzlich wieder zu verlieren. Der Gegensatz des Ostens und des Westens, der volksfeindlichen und freien Staatsgrundsätze, ist in diesen steten Reibungen zu einer seltsamen Klarheit und Bewußtheit gediehen, und dieß scheint allerdings eine bevorstehende große Entscheidung zu verkünden. Napoleon hatte es scharfsichtig vorausgesagt, daß durch die Rückführung der Bourbons und die freiheitfeindliche Haltung der Mächte die Sache der Könige und Völker neu in Frage gestellt sein, daß es nur eines Funkens bedürfe, um den allgemeinen Brand wiederzubringen; und er hat den Gegenstand und die Bedeutung des Kampfes in zwei Worte des grellen Gegensatzes gebracht, die in Aller Munde umgehen. Bei dieser bewußten Erwägung der Frage aber scheint die Stabilität selbst ihre Sache verloren zu geben. Dieß spricht sich nicht allein thatsächlich in jener vertheidigenden Haltung aus, sondern auch die Wortführer der Erhaltungspolitik selbst, die Anstifter der Kämpfe, haben schon 1827 aus der Seele der Geschichte heraus bekannt, daß sie nicht hofften, bei aller Majestät und Stärke ihrer Häupter und trotz aller einzelnen Siege, den Zeitgeist zu überwinden, weil keine Kunst und Gewalt dem Weltrade in die Speichen zu fallen vermöge. Die berühmten Minister dieser Sache führten ihre Kämpfe eingestandenermaaßen nur für ihre Lebensfrist. Dieser Widerstand ist an zufällige Personen und gebrechliche Leben geknüpft, an einen Bund höchstens von Staaten, die durch ein ewiges Widerspiel ihrer Interessen innerlich getrennt sind. Auf der anderen Seite steht die zähe und ununterbrochene Lebensdauer der Völker und der fortschreitende Geist der Geschichte, der die Völker ohne Bündnisse vereinigt, auf ein einziges Ziel zu wirken; dessen Werkzeug die gewaltigen Triebe ungeheuerer Massen sind,

die nicht zu eilen haben, denen der Augenblick oft gefährlich war, die Zeit immer ein sicherer Bundesgenosse sein wird.

Daß die Bewegungen dieses Jahrhunderts von dem Instinkte der großen Massen getragen werden, daß ihr Ziel ein gemeinsames und gleichartiges ist, daß sie in einem ganz gesetzmäßigen Verlaufe vor sich gehen, dieß sind die drei Eigenschaften, die ihre äußere und innere Stärke ausmachen, ihre Naturgemäßheit beweisen und ihre Unwiderstehlichkeit verbürgen.

Stärke der Bewegung. Ihre instinktive Natur.

Die Bewegungen der Zeit sind von dem Instinkte der Massen getragen. Denn es gehört zu dem wesentlich Charakteristischen unserer Zeitgeschichte, daß der große Einfluß Einzelner, Regenten oder Privaten, in ihr kaum zum Vorscheine kommt. Seit Napoleon ist kein wahrhaft vorragender Geist aufgetreten, der die Aufmerksamkeit der Mitlebenden vorzugsweise auf sich hätte lenken können, kein wahrhaft großer Charakter, der die Geschicke eines Volkes in seine Hände genommen hätte oder der Vertreter einer ganzen Zeitbestrebung geworden wäre. Die Geschichte hat von einigen Feldherrn zu erzählen, die gewisse Eigenthümlichkeiten Bonaparte's angenommen hatten, aber das Unnachahmliche in ihm ist unnachgeahmt geblieben. Die großen Staatsmänner der nächsten Vergangenheit sind selbst in England und Amerika ausgestorben, und der Nachtrieb ist von bedeutend geringerem Wuchse. In Literatur und Wissenschaft haben einige große Geister in diese Zeit hereingelebt, ihre Geburt und Bildung aber gehört der vorhergegangenen an. Im Technischen ist die Ausbeutung und Anwendung der Dampfkraft ein eigenthümliches Verdienst dieser Zeit, der erste und Hauptanstoß dazu ist aber in der vorhergegangenen Periode gemacht worden; die schaffenden Kräfte sind gering, ungeheuer an Zahl und Erfolg sind die, die aus dem Geschaffenen forterzeugen. Daher mangelt all der größere Zug, der durch aus-

gezeichnete Menschen in die Geschichte kommt, der Geschichte der Gegenwart. Den vielen kleinen Bewegungen entgeht der schreckliche Reiz, den die starken, mit einander ringenden Kräfte der ersten französischen Umwälzung verleihen. In den mancherlei Kriegsereignissen ist kaum Eine merkwürdige Schlacht geschlagen, kaum Ein Talent aufgetaucht, das ein größeres Interesse hätte erregen können. Gegen die Napoleonische Zeit gehalten macht die unsere trotz der vielen einzelnen Erhebungen den Eindruck einer tiefen und allgemeinen Erschöpfung und Ermüdung, die die natürliche Folge der vorhergegangenen übermäßigen Anstrengungen und Erschütterungen scheint. Und auch mit den Zeiten des 18. Jahrhunderts vor der französischen Revolution verglichen, erscheinen die unseren arm an bedeutenden Menschen. Das Reizvolle der Erzählung von dem Leben und Wirken so vieler ausgezeichneter und eigenthümlicher Persönlichkeiten, Fürsten, Staatsmänner, Krieger, Schriftsteller, wie sie das 18. Jahrhundert besitzt, entgeht unserer Zeitgeschichte ganz. Aber eben das, was ihren Inhalt von dieser Seite gering macht, macht ihn von der anderen Seite desto bedeutender. Den Reiz der Geschichte jener anderen Zeiten erkauft man um den niederschlagenden Preis, daß die Völker neben jenen großen Einzelnen ganz unthätig waren, daß sie nur den Stoff abgaben, in dem die leitenden Männer des Tags nach Gutdünken wirkten. Dagegen in unserer Gegenwart bewegen sich wie im 16. Jahrhundert die Völker selbst in Massen, und in allen ihren Theilen und Schichten. Und dieß ist die eigenthümliche Größe dieser Zeit. Der hervorragende Rang der großen Begabung ist in Abnahme, aber die Zahl der mittleren Begabungen ist in desto größerer Zunahme begriffen; nicht die Qualität, nicht die Höhe der Bildung der Einzelnen macht den Ruhm dieser Zeit aus, sondern die Quantität, die Weite, die Ausbreitung der Bildung unter den Vielen; es ist im Einzelnen nichts Großes

und Erhabenes geschehen, aber im Ganzen ist dieß wahrhaft eine große und erhabene Wendung in der Gestalt des öffentlichen Lebens, daß die Geschichte dieser Zeit nicht blos Biographien und Fürstengeschichten zu erzählen hat, sondern Völkergeschichte. Die Bewegung in diesen großen Massen des ganzen Welttheils ist getheilt und langsam, und der Fortschritt unterbrochen und gehemmt, eben weil es große und ungleichartige Massen sind; aber die Vorbereitung reicht weit; und wenn die Erfolge noch der Art sind, daß sie den Raschlebigen und Ungeduldigen auf Augenblicke entmuthigen, so sind doch die Versprechungen dieser Zeit so groß und verläßig, daß sie auch selbst den Muthlosesten mit dem Gefühle aufrichten: es sei dieß eine Zeit, in der es sich lohne gelebt zu haben. Ist es nicht eine Zeit tiefgehender, den inneren Menschen bildender Cultur, so ist es dagegen eine Zeit weitreichender, die äußere Lage der Menschheit fördernder Civilisation. Was die praktischen Wissenschaften und technischen Künste, aus Vieler zusammengeschossenen Kräften und Erfahrungen, in diesen Zeiten Außerordentliches erzeugen, wirkt wie einst die großen Ereignisse und Erfindungen im 15. und 16. Jahrhundert auf das Hereinziehen immer größerer Massen in die Kreise der Bildung und des Wohlergehens. Die sichere Begründung der Naturkenntniß von Himmel und Erde schließt Aberglauben und Unwissenheit, wie einst die Reformation, in immer engere Räume; die Dampfmaschinen, Eisenbahnen und Telegraphen bringen, wie einst die Druckerkunst und die erweiterte Schifffahrt, eine Beschleunigung, eine Verbreitung, eine Gemeinsamkeit aller einzelnen Fortschritte hervor, die zum Vortheile der allgemeinen Civilisation selbst die Zeiten und Ränme besiegt. Nie ist der Zusammenhang aller Erdtheile vollständiger, die Mittel der Verbindung vielfältiger, der Verkehr rascher und allgemeiner, die Kenntnisse ausgedehnter, die Bildungsmittel zugänglicher, die Allfertigkeit der Menschen zu

jeder Thätigkeit größer, Wohlstand, Behaglichkeit, Genuß und Leichtigkeit des Lebens allgemeiner verbreitet, nie aber auch allgemeiner begehrt und angestrebt gewesen, als heute. Die Regsamkeit in allen Richtungen des häuslichen Lebens hat sich auch in dem öffentlichen Leben geltend gemacht. Und auch hier sind es die Massen, die die Politik zu machen beginnen. Mit der Sicherheit, die dem Instinkte der Menge eigen ist, formuliren sie ihre Forderungen, unverblüfft von dem Besserwissen der Doctrin, genau nach ihrem Vortheil und Bedürfniß, und bestehen auf ihnen mit der einfachen Folgerichtigkeit des wohlverstandenen Interesses, unerschreckt von dem Widerstand und den zeitweisen Siegen der Gegner. Ihre Forderungen aber gehen dahin, daß der Staat das Wohl der Vielen endlich seine Sorge sein lasse, und nicht das der Wenigen und Einzelnen. Und sie stützen sich, diese Forderungen, täglich mehr auf einen den Klarsichtigen einleuchtenden, den Verblendeten drohenden Grund, den schon die ersten Calvinistischen Staatslehrer warnend gepredigt hatten: daß es Staaten gebe ohne Fürsten, aber nicht ohne Volk.

Ihre Allgemeinheit und Gleichartigkeit.

Diese Forderungen sind den Völkern gemeinsam, das Ziel ihrer Bewegungen ist ein gleichartiges. Nicht daß sie nothwendig auf eine einzige gleiche Staatsform hinausgehen müßten, aber sie gehen alle von einem gleichartigen Staatsbegriffe aus. Der strenge Staatsbegriff des Alterthums ist (wie bedauerlich es auch dem Kenner der Geschichte sein mag) Angesichts des neueren Staatsideals in Amerika unmöglich geworden. Niemand wird für glaublich halten, daß die straffen Ordnungen Englands Aussicht hätten auf das Festland überzugehen, Jedermann für unausbleiblich, daß die demokratischen Ideen, die die Welt bewegen, vielmehr allmählig nach England überdringen. Der Individualismus, das Selbstgefühl der Persönlichkeit, ist zu stark in den

Menschen geworden, als daß er die Staatsbegriffe und Ordnungen nicht lockern, die geschlossenen Körperschaften, die Staaten im Staate, nicht auflösen, allen Kasten= und Standesunterschied nicht ausgleichen sollte. Denn das Streben nach der Gleichheit aller Verhältnisse, nach der Freiheit von Mensch zu Mensch, ist in diesem Selbstgefühle der Persönlichkeit nothwendig begründet. Die politische Gleichheit aber, wenn sie nicht der Ausdruck der gleichen Unterdrückung unter der Despotie ist, verlangt die Herrschaft des Volkswillens nach der Entscheidung der Mehrheit; bedingt eine Regierung, die nicht auf die Vorspiegelung eines göttlichen Rechts gegründet ist, sondern auf die Nothwendigkeit; erfordert eine Gesetzgebung, die auf dem Bedürfnisse der Gesellschaft ruht, über das die Gesammtheit selber urtheilt. Nach diesen volksfreundlichen Begriffen, Formen und Ordnungen des Staats und der Gesellschaft drängt Alles in dieser Zeit in einer Gemeinsamkeit und Unaufhaltsamkeit hin, als ob die Schicksalsgewalten unmittelbar einwirkten, einer geschichtlichen Idee Gestalt und Körper zu geben.

Der Kampf dieser Zeiten gilt dem Emporstreben eines vierten Standes. Die große geschichtliche Frage ist, ob dieß Bestreben ein vorübergehendes, unter den Vorgriffen menschlicher Willkühr verfrühtes sei, oder ob in ihm eine vorsichtliche Schickung erkennbar wird, der es rathsam ist sich zu beugen.

Als im 12—13. Jahrhundert die ritterliche Aristokratie kaum begründet war, so trat das Bürgerthum in einzelnen Städten und Städtebünden als ihr Nebenbuhler auf, mit nur vereinzelten Erfolgen. Es dauerte noch Jahrhunderte, ehe der Bürgerstand sich in größeren Staaten als eine politisch berechtigte Macht geltend machen konnte. Noch ist er nicht überall hierzu gelangt, und schon hebt sich gegen ihn, grade so wie Er einst gegen den Ritterstand, sein natürlicher Neider; der vierte Stand schiebt auf=

wärts sich gleich zu stellen mit dem dritten, und mit ihm gemeinsam die oberen Stände und selbst die fürstliche Gewalt abzuwerfen. Wird auch dieß nur eine vorübergehende Zuckung sein, wie die städtischen Bewegungen im 13. Jahrhundert, wie die Jacquerie und die Bauernkriege? Wird auch der vierte Stand noch der Jahrhunderte bedürfen zu seiner politischen Bedeutung und Berechtigung wie einst das Bürgerthum? Aber die Bewegung dieser Zeiten ist nicht veranlaßt, wie die genannten, durch vereinzelten Druck und Elend, sondern sie ist die Folge einer allgemeinen Idee. Seit die Theile der Welt sich so nahe gerückt sind, daß man sich überall der Rolle bewußt geworden ist, die der europäische Stamm der übrigen Menschheit gegenüber spielt, hat der Menschenwerth eine ganz andere Bedeutung erhalten; die Europäer sind wie eine gemeinsame Aristokratie, die ihre Herrschaft über alle Welttheile breitet, und in dieser Gesellschaft will der unterste Mann als ein Gleicher mitzählen, weil er zu dieser Ausbreitung mehr gesteuert hat als jeder andere; er hat die Menschen dazu geliefert und die Mittel des Handels beschafft. Hier liegt die Berechtigung zu seinen gegenwärtigen Strebungen. Und alle Vergangenheit und Gegenwart haben diesen Strebungen auf der einen Seite die Schwierigkeiten weggeräumt, auf der anderen aber wirkende Kräfte verliehen in einem Maaße, das dem Widerstande alle Stützen zerbricht. Seit vielen Jahrhunderten, haben wir gesehen, arbeitete alle Geschichte auf die größere Gleichheit der Menschen und der Verhältnisse hin. Der Waffenadel zerstörte seine eigene Macht in den Kreuzzügen und in den heimischen Bürgerkriegen der späteren Zeiten. Die geistliche Aristokratie verschwand in den protestantischen Landen, wo der Geistliche Bürger mit dem Bürger ward. Die Absolutie, die Bedeutung der Rechtsgelehrten, das Bedürfniß geistiger Fähigkeiten für die verwickelteren Geschäfte der neueren Staaten halfen die Gleichmachung der Gesellschaft zu fördern.

Die veränderte Kriegskunst gab dem gemeinen Manne eine größere Bedeutung. Die Entdeckung der neuen Welt, Handel und Schifffahrt kamen dem Bürgerthume ausschließlich zu Gute. In ihm und in dem Königthume liegt heute die beste Kraft des Widerstandes gegen den Andrang der unteren Klassen. Aber die monarchische Gewalt hat seit den Zeiten der französischen Umwälzung ihren Zauber eingebüßt. Sie hat seit der Herstellung der Bourbons durch den gemeinsamen Wortbruch, mit dem den Völkern die zugesagten Rechte vorenthalten wurden, jedes Vertrauen verloren. Ihre neuesten Thaten haben ihr bei Vielen die letzten moralischen Stützen entzogen. In ihrer personellen Vertretung ist kaum eine Aussicht auf neue Kräftigung. Selbst in den unumschränkt regierten Staaten scheint das, was Jakob I. das Königshandwerk nannte, verlernt. Das Bürgerthum aber hat sich selten zur politischen Herrschaft besonders befähigt erwiesen. Es hat weder körperschaftlich den Ehrgeiz, noch geschäftlich die Muße, den Hang, die Gewöhnung, sich als einen politischen Stand in starker Gewalt zu behaupten. Dazu kommt, daß es von dem vierten Stande ganz anders abhängig und durch eine kleinere Kluft getrennt ist, als der Adel einst vom Bürgerthume war.

Sind so die Stände, die politischen Gewalten und Formen ein geringes Hemmniß gegen die demokratischen Bestrebungen der Zeit, so ist dagegen die höchste Ermunterung für sie gelegen in den Beispielen, die in den bestehenden Staaten und Staatsformen gegeben sind. Drei große Reiche wetteifern unter den ungleichsten Verfassungen an gleicher Macht. Die Absolutie in Rußland hat den allgemeinen Haß der gebildeten Welt gegen sich. Der Constitutionalismus in England liegt für die meisten Staaten jenseits aller Erreichbarkeit. Die demokratische Verfassung Amerika's aber ist das Vorbild und die Vorliebe der großen Massen. Dieser Staat war im Westen unmerklich entstanden und emporgekommen

gleichzeitig wie Rußland im Osten anwuchs, er war gleichzeitig mit Rußland in die Geschichte bedeutungsvoller eingetreten, er hatte, als Napoleon Rußland auf seine Höhe trieb, von diesem die Möglichkeit erkauft, auf größerem Gebiete eine stärkere Macht zu entfalten, und dem dynastisch-despotischen Einflusse Rußlands einen volksthümlichen entgegen zu stellen. Der Anblick dieses rasch aufschießenden, freien, glücklichen Staates ohne König, Adel und geistlichen Stand, war von einem wunderbaren Reize grade für die Völker. Und eben dieser Staat allein übt grade auf die Völker eine so wenig beachtete, wie gewaltig wirkende, unhemmbare und unmittelbare Einwirkung aus. Sein Glück zieht die der alten Verhältnisse Müden aus Europa massenweise an, und in dem umfassendsten Verkehre dringen die Berichte und Ideen, nicht der verunglückten, sondern nur der gedeihenden Auswanderer mitten in die unteren Schichten der Gesellschaft ein. Zu dieser nie recht gewürdigten Propaganda kommen die Wirkungen der Literatur hinzu, die in allen Theilen Europa's gleichmäßig demokratisirt ist; ein zahlreiches Proletariat der gebildeten Klassen, das vom literarischen Tagwerke lebt, reicht in gleichem Sinne den unteren Ständen die Hand zu dem gleichen Werke. Und ferner bilden die vom Despotismus Vertriebenen, die heimatlosen Polen, Ungarn, Italiener eine weitere geordnete Propaganda. Ihre Grundsätze, wie aristokratisch die Führer sein mögen, sind nothwendig demokratisch, weil sie der Massen bedürfen und einen Mittelstand zu Hause nicht kennen; sie sind von aller Rücksicht losgesagt und mit allen Rechts- und Rücksichtslosen in einem weltbürgerlichen Bunde, wie einst die Jesuiten, aber für eine aufgehende, nicht für eine untergehende, für eine volksthümliche, nicht für eine despotische Sache. Gegen diese vereinigte Gewalt gleichmäßiger, unfaßbarer politischer Einwirkungen hat die monarchische Politik der Erhaltung auf dem Gebiete geistiger Einflüsse nichts zu stellen,

als einen einflußlosen, abhängigen Theil der Presse. Die ständischen Versammlungen, von wo aus allein ein praktisch-politischer Sinn hätte gebildet werden können, wurden unterdrückt und untergraben, und haben auch, wo sie zum Scheine bestehen blieben, weil sie nur zum Scheine bestehen, Vertrauen und Wirksamkeit verloren. Das Feld ist daher den demokratischen Grundsätzen frei gegeben. Sie schreiten auf jedem Wege vor, auf dem gewaltsamen der Revolution, wo sie in den Lehren der Socialisten die furchtbarsten Looswerte agrarischer Gesetze erhalten haben; noch wirksamer aber auf dem stillen Wege der untergrabenden Gewalt der Ideen und Sitten. Die Vorstellungen werden mehr und mehr von ihnen angesteckt, die Bräuche umgestaltet, die politischen Meinungen und Handlungen der Einzelnen und der Regierungen, selbst derer, die sich dawider sträuben, sind davon beherrscht. Die Beweglichkeit des Besitzes, die gleiche Erbtheilung, die gemeinsame Schule, die leichten Verkehrsmittel, Alles wirkt auf die Annäherung der Stände; die verschiedensten Eigenschaften und Leidenschaften der Menschen vereinigen sich gleichsam, um dem untersten Stande emporzuhelfen. Die Mittelmäßigkeit der literarischen Erzeugnisse, eine Folge des ausgedehnteren geistigen Bedürfnisses, verschleift die Talente der Schreiber und zugleich die Klassen der Leser. Luxus und Genußsucht stacheln die Armen sich den Reichen gleich zu stellen. Die Bosheit hat den Erhaltungsmännern den Rath eingeblasen, dem Proletariat gegen das Bürgerthum die Hand zu reichen, und wieder hat die Gutmüthigkeit der Menschen auf tausend Wegen gesorgt, das untere Volk zu erleichtern und zu heben: durch Sonntagsschulen und Bewahranstalten, durch Sparkassen und Armengesetze. Die Emancipation aller Gedrückten und Leidenden ist der Ruf des Jahrhunderts, und die Gewalt dieser Ideen ist in der Abstellung von Servituten und Frohnden in Europa und in der Befreiung der Sklaven Westin-

diens über mächtige Interessen und eingewurzelte Zustände Sieger geworden. Dieß ist der große Zug der Zeit. Die Stärke des Glaubens und der Ueberzeugungen, die Macht des Gedankens, die Kraft der Entschlüsse, die Klarheit des Ziels, die Ausdauer der Hingebung ist in dem volksthümlichen Lager, Alles was einer geschichtlichen Bewegung den providentiellen Charakter, den Charakter der Unwiderstehlichkeit gibt.

Ihr gesetzmäßiger Verlauf.

Eben diesen Charakter erkennt man in den Bewegungen der Zeit auch aus ihrem gesetzmäßigen Verlaufe. Die Geschichte, deren Erzählung wir demnächst beabsichtigen, theilt sich von selbst ab durch drei unerwartete, wie unwillkührliche, jedesmal wie von einer höheren Macht angestoßene Bewegungen, die jedesmal einen großen Theil von Europa gleich im ersten Schlage erschüttern. Diese Bewegungen folgen sich der Zeit nach fast in einer geometrischen Progression. Der Aufstand von Cadix erfolgte fünf Jahre nach dem großen Friedenswerke, von dem die neue Zeit ausgeht; die Julirevolution zehn Jahre darauf, und die Februarrevolution achtzehn Jahre nach dieser. Verschöbe sich ein neuer Anstoß der ähnlichen Art nach diesem selben Gesetze, so träfe er in das 8. und 9. Jahrzehnt des laufenden Jahrhunderts, und dieß sind auffallender Weise die Zeitpunkte, die in jedem Jahrhundert der neueren Zeit irgend einem Volke für seine Freiheit eingetragen haben: Frankreich und Amerika im 18., England im 17., den Niederlanden im 16., der Schweiz im 15., ja selbst im 14. Jahrhundert den Böhmen. Diese Zeitverhältnisse im Großen, wie jene kleineren in der Geschichte unserer Tage kann man ein Spiel des Zufalls nennen. Aber auch die an dem Geschehenden in der Gegenwart theilnehmenden Massen steigen in dem ähnlichen Verhältnisse. Die Revolutionen der 20er Jahre in dem romanischen Süden waren Soldatenverschwörungen, die im Volke selbst geringe Theilnahme

erregten. Die Julirevolution ging von der zweiten Kammer des Parlaments aus und war ein Sieg des Bürgerthums. Im Jahre 1848 war überall, auch wo das Ziel der Erhebung nicht die Republik war, das Volk in Masse in Bewegung. Auch in den jeweils erreichten Räumen ist dieselbe vorschreitende Ausdehnung bemerklich. Die von Spanien ausgegangene Erschütterung hielt sich ganz im Süden Europa's. Die Julirevolution riß Frankreich, Belgien, einen Theil von Deutschland, Polen, Spanien und England in die Kreise der Bewegung hinein. Das Jahr 1848 zog diese Kreise über Italien, Preußen und Oesterreich, die bisher unbeweglich schienen. Sie erreichten hier Bevölkerungen, die für die nothwendige Erschütterung des Ostens unentbehrlich sind. Und endlich, dieselbe Regelmäßigkeit der Progression, die sich in Zeit, Bevölkerung und Ausdehnung beobachten läßt, herrscht auch in der Richtung der Bewegung. Der Zug der Freiheit, haben wir gesehen, hatte sich seit der Reformation wesentlich in dem nördlichen Striche der germanischen Völker bewegt bis nach Amerika, wo er seine natürliche Gränze fand. Seitdem geht der Zug von Westen nach Osten zurück. In Frankreich war der erste Landungsplatz am schwersten zu erkämpfen; der ganze Osten und selbst der freie Westen sträubte sich gegen den neuen Einwanderer. Aber der erste Fuß war gefaßt. Die Bewegungen der 20er Jahre gingen von Südamerika aus über Spanien, Italien nach Griechenland in geregeltem Zuge nach Osten. Die Julirevolution schaffte der Freiheit in Frankreich Boden und auf dessen Seiten, in Spanien, in Belgien, in dem alten England, Luft; sie suchte sie übergreifend bis Polen vorzuschieben. Im Jahre 1848 erschütterte sie das Festland in seiner Mitte und in den stärksten Burgen des Erhaltungsprinzips, vordringend bis zum Niemen und Dniester. In diesem Laufe wird man das Schicksalsvolle der Bewegung vielleicht vor Allem erkennen. Das bevorstehende Selbstgenüge der amerikani-

schen Staaten und das versagte Occupationsrecht in Amerika wird mit der Zeit die Völkerwanderung und den Handel nach Westen einschränken, in dem gleichen Verhältnisse, wie der steigende Verfall des Ostens einlädt, die alten Wege von Asien dem Handel und der Bildung wieder zu öffnen; dazu bedarf es befreiter Völker auf dem Festlande Europa's, wenn es der Vortheile dieser neuen Aussichten, die ihm am nächsten liegen, nicht verlustig gehen soll.

Ihre Aussichten.

Dieser östliche Siegeszug der Freiheit, das scheint alle Geschichte mit Zuverlässigkeit zu verkünden, wird vollendet werden. Unter welchen Hemmungen, Gegenwirkungen und Niederlagen es geschehen wird, ist unmöglich zu wissen. Der Geschichte ist im Großen ein gesetzlicher Lauf geordnet, in den besondern Gestaltungen der Ereignisse ist den Menschen viel Willkühr und ihren Begabungen viel Spielraum gelassen. Ob die Republik oder die Monarchie, die konstitutionelle oder die demokratische Monarchie den Sieg behalten wird, ob sich nur ein Durchgang durch den Freistaat bereitet oder seine dauerhafte Niederlassung, ob der vierte Stand nur neben den übrigen Ständen seine Rechte und Einordnung erhalten soll, oder ob er sich ihnen gleichstellen, mit ihnen in Eine gleichförmige Gesellschaft verschmelzen wird, das muß die Fähigkeit der anderen Stände und politischen Gewalten, der Verstand oder Unverstand ihres Widerstandes entscheiden. Auf zwei Völker wird es wesentlich ankommen, wie sie sich in den großen Entwickelungen dieser merkwürdigen Geschichtsperiode bewähren werden, Franzosen und Deutsche.

Frankreich.

Frankreich sahen wir seit Jahrhunderten zwischen germanischen und keltoromanischen Elementen hin und hergetrieben, schwankend zwischen Katholicismus und Protestantismus, zwischen Religion

und Freigeisterei, zwischen Aberglauben und Unglauben, zwischen Rohheit und Ueberbildung, zwischen Rückbleiben und Voreilen. Im Staate gränzen seine Zustände bald an Absolutie, bald an Anarchie; es sucht immer ein Heil von oben, wo es nur von unten kommen kann, und eine Abhülfe von unten, wo sie aus dem Ganzen kommen sollte. Es hegt despotische Ordnungen unter jeder Regierungsform, und übt dagegen den Brauch der Empörung wie ein Recht. Es ist nicht beständig zur Monarchie, nicht ausdauernd zum Ausbau constitutioneller Einrichtungen, nicht vorbereitet zur Republik. Die jüngsten Schulen seiner Bewegungsmänner schwanken in ihren Neigungen ganz so wie die Geschichte Frankreichs im Großen, immer wechselnd in den Extremen die sich berühren, immer im seltsamsten Widerspruche zwischen Mitteln und Zwecken. Sie gefährden die Freiheit mit dem Uebermaaße der Gleichheit, und die Gleichheit mit dem Unmaaße der Freiheit. Sie verrathen überall eben so viel Haß, als Bedürfniß der Autorität. Sie suchen ein übergroßes Maas der Freiheit und unterwerfen zuletzt Alles einer neuen römischen Dictatur oder Papate. Ihr Wahlspruch ist: Alles durch das Volk, ihre Praxis: nichts für das Volk. Sie wollen alle Staatsordnungen auflösen, und bedürfen dazu einer Staatsgewalt, größer als die spartanische gewesen ist. Sie zielen auf nie gesehene Fortschritte und wollen sie erreichen, indem sie auf communistische Zustände hinstreben, wie sie barbarischen Völkern eigen sind, wie sie in Rußland und Aegypten bestehen. Sie verkünden die Brüderlichkeit und bekämpfen, was selbst der Wilde schützt, Eigenthum und Familie. Sie führen das Christenthum im Munde und feiern die Orgien der Mord- und Raubsucht. Sie wollen eine neue und ewige Ordnung der Dinge gründen mit rohen Straßenaufläufen. Sie waffnen sich mit allen großen Ideen und entehren sich mit allen niedrigen Lastern. Sie wollen die große Kluft zwischen der mangelhaften

Wirklichkeit und dem möglichen Besseren überschreiten und denken sie auszufüllen, indem sie den Dunst unmöglicher Chimären hineingießen. Bei diesen Zuständen ist es unter den tonführenden Männern Frankreichs selber ein Streit, ob die Nation noch gesund und jugendlich an Kräften ist, wie Lamartine behauptet, oder ob die Mirabeau und Barnave, die Napoleon und Lafayette Recht haben, die, wie Guizot sagt, zuletzt Alle an der Zukunft Frankreichs, wie eines alternden Körpers, verzagten. Es steht in Frage, ob Frankreich, wie Italien zu Machiavelli's Zeit, unter den schweren politischen Fluch fallen wird, daß es in jenem Geiste, den nichts zufrieden stellt, nicht fähig sei zum Gehorsam und nicht fähig zur Freiheit. Es muß sich entscheiden, ob es den germanischen Ordnungen, die ihm allein eine gesetzte und sichere Freiheit verschaffen können, nachkommen wird, oder ob es trotz der ungeheueren Opfer seiner Revolutionen in die romanische Stagnation zurücksinken soll, aus der sich Spanien und Italien jetzt loszuringen scheinen. Und von dieser Entscheidung hängt ein Großes, man darf sagen, Alles ab für die ruhige und geordnete, oder wilde und stürmische Abwickelung der laufenden Geschichte.

Deutschland. Ganz eben so zweifelnd blickt man aus dem Stande der deutschen Dinge in die Zukunft unseres Volkes. Deutschland ist seit seiner frühesten Geschichte immer seiner besten Kräfte beraubt worden. Es hat in der Völkerwanderung, in der Anpflanzung slavischer Lande, in Kreuzzügen und Römerzügen seine rüstigsten Söhne massen- ja völkerweise ausgeschickt, und mit der Verjüngung der Welt seine eigene Erschöpfung gekauft. Dieß dauert in den Auswanderungen gleichsam noch heute fort, in der kostbaren Ausfuhr von Geld und Menschen, die das Vaterland verarmt und schwächt. So haben wir, als die Entdeckung Amerika's den Völkern neue Laufbahnen öffnete, keinen Antheil mehr nehmen können an den

äußeren Bewegungen der Welt. Unsere regsameren Gränzlande im Westen, Schweiz und Niederlande, fielen von uns ab, unsere Großmächte im Osten, Preußen und Oesterreich, stellten sich auf eigene Füße; der übrige, sieche, getheilte Körper blieb regungslos liegen, ein Spielwerk aller Rührigen und Thätigen. Lage und Beschaffenheit des Landes war zu trefflich, als daß es nicht von jedem Mächtigen begehrt werden sollte. Und doch wurde es wieder eben deßwegen Keinem zu festem und einheitlichem Besitze gegönnt. Es war zu wohl geeignet zur Entfaltung einer starken Macht, als daß nicht in jedem der Vereinigung günstigen Augenblicke alle Welt hätte gegen uns stehen sollen. Unser Geschick schien das aller getheilten Nationen zu sein, daß wir wie Judäa, Griechenland, das neuere Italien ein weltbürgerliches Volk bilden und uns begnügen sollten mit den geistigen Wohlthaten, die wir uns und der Menschheit bereitet hatten. Wenn diese großen Züge unseres nationalen Lebens, die den Charakter des Volks unwidersprechlich zeichnen, jede vaterländische Hoffnung in uns scheinen tilgen zu müssen, so stellt doch die räthselvolle Geschichte wieder ebenso große Züge einer andern Art daneben, die diese Hoffnungen wieder stolz emporrichten. Deutschlands Geschichte seit der Reformation hat denselben regelmäßigen, nur langsameren Verlauf genommen, wie die Geschichte Englands und Frankreichs. Sie hat uns durch religiöse Freiheit (Reformation) und geistige Freiheit (Literaturperiode des vorigen Jahrhunderts) an die Schwelle der staatlichen Freiheit geführt, und läßt uns hoffen, daß wir auch diese in einem Maaße erringen werden, das den gründlichen Vorbereitungen entspricht. Und blickt man auf den ganzen und vollständigen Verlauf der deutschen Geschichte seit ihren Anfängen vergleichend zurück, so schöpft man noch größere Ermuthigungen. Wenn England, wie wir früher erwähnten, die verschiedenen Phasen geschichtlicher Entwickelung in unvergleichlicher Vollkommenheit umschrieb, so scheint dieß

auch in Deutschland, nur in einer andern Weise, der Fall zu sein. Die angelsächsische Zeit des patriarchalischen Königthums nannten wir reich und bedeutend wie keine andere; dürfen wir aber unsere deutsche Geschichte bis zu den ersten Hohenstaufen, so lange die Kaisermacht noch etwas bedeutete, als die entsprechende Periode bezeichnen, so ist sie noch reicher, noch größer und ruhmvoller. Die englische Aristokratie fanden wir staatsfähiger als jede andere; die deutsche aber, indem sie durch ihre Häupter den Landfrieden erhielt, den anderswo der Eine unumschränkte Fürst gegen diese selben Häupter derselben Aristokratie zu schützen hatte, und indem sie auf diesem Wege zur fürstlichen Macht gelangte, hat in anderer Weise eine ähnliche Staatsfähigkeit und zugleich eine größere Kraft bewiesen, als irgend eine andere Aristokratie. Die englische Absolutie hat in einem wunderbar begünstigten einheitlichen Staate viel Gutes und wenig Uebles gestiftet; in dem getheilten Deutschland hat sie weniger Vortheil bringen können, aber auch noch wenigeren Schaden. Diese Elemente haben sich in Deutschland nicht, wie in England, in Einer staatlichen Organisation erhaltend verbunden, sondern die Aristokratie hat das Kaiserthum wesenlos gemacht und so gut wie abgestoßen. Wenn sich, wie auf die kaiserliche Periode die aristokratische, so auf die aristokratische Ordnung in Deutschland eine demokratische in derselben reinen Ablösung und Gestaltung ohne zu große und erschöpfende Zerrüttungen bilden kann, so wird Deutschland seine Geschichte mit neidwürdiger Sicherheit, und in einem gleichen Zuge bescheidener Großheit fortsetzen. Dieß wird in dem getheilten und der Thätigkeit entwöhnten Volke, wenn es überhaupt möglich ist, nur langsam, unter Rückfällen und Täuschungen, schwerlich ohne fremde Hülfe und nicht ohne äußere Begünstigung der Zeiten und Verhältnisse geschehen. Ist es geschehen (und man mag der zähen und gesunden Volksnatur vieles zutrauen), dann wird Deutschland in dem Welttheile die

bisherige Bedeutung Frankreichs überkommen. In dieser Lage würde es die Rolle eines erobernden Staates noch weniger spielen *können* und noch lieber darauf verzichten *wollen*, als England. Das Ziel seiner Staatskunst könnte kein anderes sein, als die gefährlichen einheitlichen Großstaaten überall aufzulösen in Föderationen, die die Vortheile großer und kleiner Staaten vereinigen und der allgemeinen Freiheit und der friedlichen Ausbreitung aller Art von Bildung sicherere Gewähr bieten.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Gervinus, Georg Gottfried,

Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts

Leipzig 1853